Die Basler professur des Theophrast von Hohenheim

R. Julius Hartmann

Die Basler Professur

des

Theophrastus von Hohenheim

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

Hohen philosophischen Fakultät der Universität zu Tübingen

vorgelegt von

R. Julius Hartmann

Stuttgart
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
1904



Das Folgende ist ein Teil einer Arbeit, welche gleichzeitig unter dem Titel „Theophrast von Hohenheim" im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart und Berlin erscheint.

Die Basler Professur

1. Die Berufung

Auch das „Landfahren“ ging zu Ende. Theophrast von Hohenheim war lange genug „Cosmographus und Geographus“ gewesen[1]. Er war im Wandern ein fertiger, gereifter Meister geworden. Auch die Würde des Meisters brachte er mit. „Beyder Arzney Doktor“ ist seinem Namen beigefügt[2]. Wo er die Doktorwürde sich geholt, ist nicht festzustellen, daß er sie sich erworben, sicher. Es ist kein Grund vorhanden, an seinem Worte zu zweifeln, daß er als ein Doktor geschworen habe[3].

Reich an Erfahrungen, an Erfolgen, an Erlebnissen war er nach Deutschland zurückgekehrt.

Mit der neuen Arzneikunst, die er sich „in schwerer Arbeit erlanget“[4], hat er als „Wund- und Leibarzt“, d. h. in äußeren und inneren Krankheiten vielen geholfen, Kranken aus allen Ständen und Nationen, häufig in Fürstenschlösser berufen[5]; „er habe,“ sagt er[6], „ohne Ruhm zu schreiben, offenbarlich achtzehn Fürsten, die von den Ärzten aufgegeben waren, in Physica (d. h. mit seinem Können in innerer Medizin) wieder aufgebracht“ und sein Können bewährt „in großen Curen, so er durch viel Königreich, Sprachen und Länder treffentlich bewiesen über andere Arzt, über ihre Patronen und all Bücher“[7]. Wo er sich länger aufhielt, haben sich Schüler ihm angeschlossen. Er erwähnt u. a. solche aus Pannonien, aus Polen, Slawonien, Böhmen, aus den Niederlanden, „aus einem jeden Geschlecht eine große Zahl“. Doch hatte er nur an wenigen Freude erlebt. Der eine hat des Meisters Lehre „nach

seinem Kopf gesattelt, ein anderer mißbraucht seinem Beutel zu Nutz"[8]. Nur wenige sind's, deren er in freundlichem Erinnern gedenken kann. Das eine und das andere, daß er Kranke behandelte nach seiner Methode und Schüler um ihn als den Meister sich scharten, trug ihm die Feindschaft der Ärzte der alten Schule ein; gewiß auch die überlegene Art, mit welcher er bei zunehmender Erfahrung und immer fester gewonnener Überzeugung, mit seiner neuen „Kunst" auf dem rechten Weg zu sein, sie behandelte, der Spott, mit dem er ihr mangelhaftes Wissen und Können geißelte. Kaum wird er viel glimpflicher mit jenen verfahren sein, als er's später in seinen Schriften mit anderen tat. Da und dort gab's nach dem Brauch unter den Gelehrten jener Zeit ordnungsmäßige Disputationen, und Hohenheim scheut sich nicht einzugestehen, daß es auch vorgekommen sei, daß die Gegner „etliche Siege gegen ihn erhalten oder im ersten Abrennen etwas triumphiert haben, so in Danzig und Wilden (Wilna?)" [9]. Wiederholt brachten es auch die Gegner dahin, daß seines Bleibens im Land nicht länger war. So berichtet Hohenheim selbst, daß sie ihn „aus Littauen austrieben, darnach aus Preußen, darnach aus Poland", wie er zuvor den Niederländern nicht gefallen habe und den Universitäten nicht. „Aber" — fügt er bei — „ich danke Gott, den Kranken gefiel ich, so ich meine Regel brauchte"[10].

1525 war Hohenheim aus Italien zurückgekommen, wo er zuletzt in den neapolitanischen Kriegen, in den Jahren 1522 bis 1525 im alten Streit Karls V. mit Franz I. von Frankreich um den Besitz Neapels, wieder Dienste als Feldscher getan hatte [11]. Nun hielt er sich im südwestlichen Deutschland auf. Im Schwabenland, der Heimat seines Geschlechts, finden wir die Spuren seiner Wirksamkeit als Arzt und Lehrer. In Tübingen, der schwäbischen Hochschule, sammelte er einen Kreis von Schülern um sich [12]. Sie sind ihm später nach Basel nachgefolgt, als ihm dort der Platz eingeräumt wurde, der ihm vor anderen gebührte, der Lehrstuhl des Universitätslehrers. Über Rottweil, wo er eine Äbtissin ärztlich behandelte[13], wandte er sich nach der anderen süddeutschen Universität, nach Freiburg im Breisgau. Auch hier wirkte er als praktischer Arzt und Lehrer [14], auch hier, ohne dem Lehrkörper der

Universität anzugehören. Der Aufenthalt an den beiden Hochschulen läßt wohl auf Hohenheims Absicht schließen, als Universitätslehrer sich niederzulassen. War das der Fall, so haben sich jedenfalls der Ausführung dieses Plans Hindernisse entgegengestellt. Welcher Art sie waren, ist bei der ausgesprochenen Gegnerschaft Hohenheims gegen den auf den Hochschulen herkömmlichen Betrieb der medizinischen Wissenschaft ohne weiteres klar. So wandte sich Hohenheim nach Straßburg.

Es war damals die Gründung einer Hohen Schule in Straßburg geplant, ein Plan, der freilich jetzt noch nicht zur Ausführung gelangte (1567 wurde eine Akademie, erst 1621 die Universität errichtet [15]). Immerhin mochte die Aussicht, daß Straßburg vielleicht bald eine Universität bekomme, für Hohenheim nicht ohne Einfluß auf die Wahl dieser Stadt zum Wohnsitz gewesen sein.

Der Weg dorthin führte ihn an die damals schon berühmten Heilquellen im Schwarzwald, Wildbad, Liebenzell (Zellerbad von ihm genannt) und Baden-Baden (Nider-Baden oder Markgrafen-Baden von Hohenheim geheißen). Es war ihm wichtig, auch hier an Ort und Stelle die Heilkraft der warmen Quellen zu untersuchen, und es fiel ihm als wohlerfahrenem Chemiker nicht schwer, die mineralischen Stoffe festzustellen, welche in diesen Quellen heilkräftig wirken. Ein Beweis für den Scharfblick Hohenheims ist es, daß er damals schon den Satz aufstellte, die drei genannten Bäder haben einen Ursprung [16]), ein Satz, der in unserer Zeit auf Grund geologischer Untersuchungen seine volle Bestätigung gefunden hat.

In Straßburg traf Hohenheim alle Veranstaltung, sich dauernd seßhaft zu machen. Er kaufte sich das Bürgerrecht; am 5. Dezember 1526, seit langem die erste urkundliche Zeitbestimmung im vielbewegten Lebensgang Hohenheims, wurde der Einkauf ins Bürgerrecht gebucht [17]). Nach bestehender Ordnung mußte er sich einer bestimmten Zunft anschließen, und da er zunächst als Chirurg sich niederließ, so gehörte er zur Zunft der „Luzerne" [18]). Es war das die Zunft der Kornhändler, Müller, Stärkefabrikanten, zu welcher seit alter Zeit in Straßburg auch die Wundärzte gehörten [19]). Anderwärts waren die Chirurgen niederer gewertet und mit Scherern und Badern zusammengeworfen. Mußte doch ein Studierender, der in Paris

in die medizinische Fakultät aufgenommen werden wollte, zuvor erst feierlich der Chirurgie abschwören. In Straßburg war die Kluft zwischen Chirurgen und Ärzten, Wundärzten und „Leibärzten" nach damaligem Sprachgebrauch, Chirurgus und Physikus, nicht so groß. Eine Chirurgenschule stand in Straßburg in gutem Ansehen. Es waren also für Hohenheim Zustände, welche seiner Auffassung von dem großen Wert der Chirurgie entgegenkamen, die ihm damals schon „als das gewissest" erschien und von ihm, der „alle chirurgikalischen Krankheiten durch physikalische Arzney (d. h. durch innere Heilmittel) heilen" wollte[20], nicht so scharf gegen die Physik, die innere Medizin, abgegrenzt wurde. Fast scheint es, als ob Hohenheim mit seinem eigenen Beispiel der von ihm für so wichtig geachteten Kunst der Wundarznei zu besserem Ansehen habe verhelfen wollen. Nach seiner Ansicht m u ß t e ja ein rechter Arzt „beider Arzney Doktor" sein, Physikus und Chirurgus, auch der Wundarzt „in judicando ein Physicus, in curando ein Chirurgus", und auch der „Leibarzt" tüchtig, aus dem tiefen Verständnis der menschlichen Natur heraus Wundheilung einzuleiten. „Lern beides oder laß unterwegen." „Ein Chirurgus mag nicht sein ohne einen Physicum, er wird aus ihm geboren. Wo der Physicus nicht ein Chirurgus dazu ist, so steht er da wie ein Ölgötz, da nichts ist als ein gemalter Affe"[21].

Unangefochten blieb Hohenheim auch in Straßburg nicht. Auch hier scheint die unvermeidliche Opposition gegen seinen ausgeprägten Standpunkt zu einer Disputation geführt zu haben. Als sein Gegner wird ein Wendelinus genannt[22]. Es war aller Wahrscheinlichkeit nach der Arzt Doktor Wendelin Hock, eine damals in ärztlichen Kreisen auch als Schriftsteller bekannte Persönlichkeit[23]. Wenn in den Kreisen der galenischen Ärzte der Ausgang des Wortkampfs den Eindruck hinterließ: „Vendelinus major Theophrasto"[24], so mag's wohl auch damals so gegangen sein, wie es oft bei Reden und Gegenreden geht, daß jeder der beiden Gegner bei seinen Gesinnungsgenossen als Sieger angesehen wird. Möglich auch, daß Hohenheim, weniger gewandt in mündlicher Aussprache, darum den kürzeren zog, trotz wissenschaftlicher Überlegenheit, wie er von einer späteren Disputation gesteht: „er habe das Maulgeschrei der

Gegner unverantwortt gelassen und sie haben ihn darum gering geschätzt, weil er seiner Zungen und der zufliegenden Rede nicht gewaltig sei"[25]). Dieselben Gegner sind es auch gewesen, welche Hohenheim wegen eines für ihn unliebsamen Erlebnisses verspotteten. Hohenheim war zum Markgrafen Philipp von Baden (1479—1533) berufen worden, der an gefährlicher Dysenterie erkrankt war. In wenigen Tagen stellte ihn Hohenheim wieder her. Der Fürst aber war so unfürstlich, ihm die zugesagte Bezahlung zu verweigern und ihn mit schnödem Undank zu entlassen; nicht die einzige derartige Erfahrung, welche der große Arzt zu machen hatte, gewöhnlich darum, weil er mit so einfachen Mitteln eine Heilung herbeiführte, welche die anderen Ärzte mit ihren langen Rezepten nicht zu Weg brachten. Markgraf Philipp hat sich freilich damit ein unrühmliches Gedächtnis gestiftet. Hohenheim hätte vielleicht davon geschwiegen; aber seinen Gegnern, welche die rasche Genesung „sich zuschrieben und die Ehr von seiner Arbeit stahlen", war „des Fürsten Undankbarkeit und unfürstliche Belohnung eine Freud und ein Stichblatt wider ihn".

So konnte sich Hohenheim nicht enthalten, in einer seiner Schriften[26]) des Fürsten unrühmliches Benehmen für alle Zeiten festzunageln.

In Straßburg erhielt Hohenheim auch die Berufung an das Krankenlager des Buchdruckers Johann Froben, welche durch die damit mittelbar verbundene Berufung an die Universität Basel so bedeutungsvoll geworden ist.

Der gelehrte und hochangesehene Buchdrucker Johann Froben litt schwer an den Folgen eines harten Falls, den er im Jahre 1521 getan hatte. Es war im Sommer 1526 eine quälende Schmerzhaftigkeit im rechten Fuß aufgetreten. Die Behandlung durch die Basler Ärzte, „die imperiti apud Italos creati Doctorculi"[27]), hatte das Leiden noch verschlimmert. Schon schien es, als ob kein anderer Ausweg übrig bliebe, den Kranken zu retten, als die Amputation des Fußes, welche auch von den Ärzten angeraten wurde. So stand die Sache, als Hohenheim von Straßburg nach Basel gerufen wurde, um die Behandlung des Kranken zu übernehmen. Nach kurzer Frist war Froben, dank der ärztlichen Kunst Hohen-

heims, wiederhergestellt[28]). Er konnte seine Geschäfte wieder aufnehmen, konnte das Jahr darauf sogar zweimal zu Pferd die Reise auf die Buchhändlermessen nach Frankfurt a. M. unternehmen. Hohenheim hielt sich während der Behandlung Frobens offenbar längere Zeit in Basel auf, denn es knüpfte sich in dieser Zeit ein Band der Freundschaft zwischen dem Arzt und dem Patienten, welches bis zu dem freilich schon 1527 erfolgten Tode Johann Frobens erhalten blieb[29]).

In Frobens Haus wohnte über die ganze Zeit seines Basler Aufenthalts (1521—1529) Erasmus von Rotterdam. Er war mit Froben durch literarische Arbeiten enge verbunden; nennt er ihn doch in einem Brief, den er an Hohenheim schrieb, „dimidium mei“[30]). Das Zusammentreffen bei Froben, die glückliche Kur, die dem Freunde Genesung verschafft hatte, legte es dem Gelehrten nahe, auch für das körperliche Leiden, das sich bei ihm schon längere Zeit fühlbar machte, bei Hohenheim ärztlichen Rat zu suchen. „Frobenium ab inferis revocasti, hoc est dimidium mei, si me quoque restitueris, in singulis utrumque restitues.“ So schrieb Erasmus dem Arzte, „rei medicae peritissimo Doctori“, nachdem dieser ihm ein kurzgefaßtes ärztliches Gutachten zugesandt hatte, dessen Scharfblick den leidenden Gelehrten in höchste Verwunderung versetzte. Erasmus konnte den Wunsch nicht unterdrücken, Hohenheim möchte längere Zeit in Basel verweilen[31]). Das sollte sich bald verwirklichen. Nicht lange, nachdem Hohenheim nach Straßburg zurückgekehrt war, kamen Abgesandte des Rats der Stadt Basel, welche ihm die erledigte Stelle eines Stadtarztes antrugen, eine Stelle, mit welcher zugleich das akademische Lehramt verbunden war. Ein „amplum stipendium“ war ihm zugesichert[32]). Rasch entschlossen nahm Hohenheim den Ruf an. Ehe die Einzahlung des Bürgergeldes zur Aufnahme ins Straßburger Bürgerrecht im Bürgerbuche eingetragen wurde (5. Dezember 1526), hat er der Stadt, in welcher er sich seßhaft machen wollte, den Rücken gekehrt. Denn schon im November desselben Jahres konnte er die Widmung einer medizinischen Schrift von Basel aus schreiben als „Physicus Ordinarius Basiliensis“[33]).

In der „Vita Oporini“ steht in Bezug auf Hohenheims Be-

rufung nach Basel der Satz: „Religionis nomine ab Oecolampadio susceptus et Magistratui commentatus est“ [34]). Damit ist Hohenheims Berufung mitten hineingestellt in die reformatorische Bewegung, welche eben damals die Stadt und Landschaft Basel ergriffen hatte.

Noch um die Fastenzeit desselben Jahres, welches Hohenheim nach Basel führte, schien es, als ob der Rat der Stadt in scharfer Stellungnahme sich gegen die Neuerer in Religionssachen entscheiden wollte. Er erließ das Verbot, während der Fastenzeit Fleisch zu schlachten oder zu verkaufen. Das Domkapitel verfehlte nicht, seinen Dank für diese Stellungnahme durch eine besondere Abordnung unter Führung Ludwig Bärs, Dompredigers und Professors an der theologischen Fakultät, des Hauptes der Altgläubigen in Basel, abzustatten und als Zeichen des Dankes den Beschluß zu übermitteln, weiteren Basler Bürgerskindern Domherrnstellen zu reservieren und mit den anderen Priestern und Kaplanen der Stadt sich die Aufhebung einiger Privilegien gefallen zu lassen; sie sollten, weil sie gleichen Anteil am Schirm und Schutz des Leibes und Gutes haben, auch gemeine und gleiche Lasten tragen, auch wie andere Bürger sich bei einer ihnen beliebigen Zunft einschreiben lassen. Im Mai fand dann unter dem Mitvorsitz des genannten D. Bär die Disputation zu Baden im Aargau statt, bei welcher D. Johann Eck und D. Johann Fabri den alten Glauben vertraten gegenüber Ökolampadius, der seine schlichte Kanzel in der Kirche zu Baden gegenüber dem prächtigen Rednerpult D. Ecks aufgeschlagen hatte. Rat und Domkapitel von Basel waren durch ihre Abgesandten auf der Disputation vertreten. Während der größte Teil der Anwesenden programmmäßig sich für Eck entschied, teilte sich die Meinung der Basler. So standen nun in der Stadt Basel die beiden Parteien einander gegenüber, die einen unter Bärs Führung, die Anhänger der neuen Lehre unter Ökolampadius, der seit 1522, anfangs in der Stille als Gelehrter, seit 1523 als vom Rat bestellter Lehrer der Heiligen Schrift an der Universität wirkte, seit 1525 im Pfarramt zu St. Martin, das er unter der ihm verwilligten Bedingung übernommen hatte, nicht an päpstliche Zeremonien gebunden zu sein. Schon in diesem Jahr 1525 feierte Ökolampadius in seiner Kirche

das heilige Abendmahl nach eigener, selbstverfaßter Liturgie auf reformierte Weise, trotzdem seine Stellungnahme im Abendmahlsstreit, in dem er sich offen für Zwingli entschieden hatte, einen gewaltigen Sturm gegen ihn erregt hatte. Der Tag von Baden brachte der Sache der Reformation in Basel weiteren Fortschritt. Die Stellungnahme weiterer Kreise, auch im Rate, zu Gunsten des Evangeliums war entschiedener geworden. Um die Zeit, da Hohenheim zum ersten Male nach Basel zur Behandlung Frobens kam, sang man zum ersten Male deutsche Psalmen in der St. Martinskirche, am 10. August 1526. Was schon an Ostern versucht, aber damals vom Rat untersagt worden war, das wurde jetzt vom Rat genehmigt. Im Herbst wurde dann noch in einigen anderen Kirchen deutscher Kirchengesang eingeführt. Eine weitere dem Evangelium günstige Entscheidung brachte das Ratserkenntnis vom September dieses Jahres, daß „alle Pfarrer, Seelsorger, Leutpriester oder Ordensleute in Pfarren und Klöstern, so sich Predigens unterziehen, sich in der Stadt Basel Ämtern und Gebieten nichts anderes annehmen werden, denn allein des heiligen Evangeliums und Lehre Gottes, frei, öffentlich und unverborgen, desgleichen was sie durch die wahre heilige Schrift, als nemlich durch die vier Evangelisten, den heiligen Paulum, Propheten und Bibel (sic!), in Summa durch das Alte und Neue Testament beschirmen, beibringen und bewähren können, alle andere Lehre, die dem heiligen Evangelium und der Schrift unangemessen, sie sei von dem Luther oder anderen Autoribus geschrieben und ausgegangen, ganz und gar unterlassen." Ein weiterer Schritt auf der nun eingeschlagenen Bahn war es — eben um die Zeit, als Hohenheim seine Berufung zum Stadtarzt und Professor erhielt, — daß der Rat am 29. Oktober Klostergüter fürs gemeine Gut und armen Leuten zu Nutz verwendete [35]).

Ökolampadius, die Seele der immer erfolgreicher gewordenen reformatorischen Bestrebungen, hatte in Hohenheim einen verwandten Geist erkannt, der auf seinem Gebiet, wie er selbst, gegen den Bann des Überlieferten den Kampf aufgenommen hatte. Wenn Ökolampadius Hohenheims Berufung empfahl, so geschah es in der Voraussetzung, die Stellung der Evangelischgesinnten an der Hochschule zu verstärken. War doch unter denen, welche bei der Badener

Disputation für D. Ecks Meinung Stimme und Unterschrift abgegeben haben, der Doktor der Arzneikunde und der Rechte Johann Silberberger [36]). Inwieweit Theophrast von Hohenheim die Sache des Evangeliums mit vertreten werde, das mußte sich erst noch zeigen. Er hatte zunächst mit seinem Reformwerk auf dem Gebiet der Medizin vollauf zu tun und hatte noch kein ausgesprochenes Interesse für die Reformation der Kirche, noch weniger für theologische Streitigkeiten; und so unzuverlässig Oporinus, der Schüler und Ammanuensis Hohenheims in Basel, der nachmals unter seine Gegner gegangen, in manchen Angaben ist, darin wird er wohl recht haben, wenn er von Hohenheim sagt: „Doctrina Evangelica, quae tum temporis apud nos excoli incipiebat et a nostris concionatoribus serio urgebatur, non multum ab eo curabatur“ [37]).

Immerhin zeigt Hohenheims Berufung auf Grund einer Empfehlung durch Ökolampadius, welche Hoffnungen dieser auf ihn setzte, welche einflußreiche Stellung aber auch Ökolampadius im Lauf des Jahres 1526 errungen hatte. Hohenheims Berufung steht ohne sein Zutun in Zusammenhang mit der reformatorischen Bewegung in Basel. Was er an Religion mitbrachte, war die schlichte Frömmigkeit, die er in seinem Beruf betätigen wollte, die, wie wir sehen werden, aus seinen ärztlichen Schriften oft in so wohltuender Weise hervorleuchtet.

2. Überwundene Schwierigkeiten

Kaum war Theophrastus von Hohenheim nach Basel übergesiedelt, so stellten sich sowohl der Übernahme des Lehramts an der Universität wie der Ausübung der ärztlichen Praxis ernste Schwierigkeiten entgegen. Hohenheim war vom Rat der Stadt Basel berufen und angestellt worden. Das akademische Kollegium hatte dabei nicht mitgewirkt, war gar nicht gefragt worden. So verfuhr damals der Rat der Stadt überhaupt bei Besetzung akademischer Lehrstühle, während in den ersten Zeiten der Hochschule der Lehrkörper der Universität die Wahlen vollzog [38]). So ist auch im Jahr 1523 Ökolampadius aus eigener Machtvollkommenheit des Rats der Stadt gegen den Widerspruch der Universität zum Pro-

fessor an der theologischen Fakultät bestellt worden. Bei Hohenheim konnte kein Zweifel sein, daß der Stadtrat ihn bestellen konnte, denn er wurde vom Rat zum Stadtarzt berufen, ein Amt, mit welchem seit 1507 die Stelle eines ordentlichen Professors der Arzneiwissenschaft verbunden worden war. Bis dahin war nur ein Ordinarius angestellt, 1507 aber hatte sich der Rat verpflichtet, einen zweiten Lehrer anzustellen und aus dem gemeinen Gut zu besolden. Um die Stadtkasse nicht allzusehr zu beschweren, wurde die neue Professur mit der schon bestehenden Stadtarztstelle verbunden [39]).

So hatte Hohenheim als von der Stadt angestellter Stadtarzt nicht nur das Recht, sondern die zweifellose Verpflichtung, Vorlesungen zu halten. Es hätte der neue Stadtarzt wohl auch, wie es allem nach bisher der Fall gewesen ist, ohne Schwierigkeiten seines Amtes walten können, wenn der neue Stadtarzt eben nicht Theophrastus von Hohenheim gewesen wäre, der Mann, der sich der überlieferten Arzneiwissenschaft und dem ganzen Betrieb der Wissenschaft an den Hochschulen als scharfer Gegner entgegenstellte und seinem Standpunkt immer und überall, und so gewiß auch während seines Aufenthalts als behandelnder Arzt Frobens, in seiner schroffen Weise Ausdruck gegeben hat. War er den anderen in der Fakultät ein heilloser Neuerer, so hat er seinerseits die Unwissenheit und die Einbildung der galenischen Ärzte nicht eben schonend behandelt. Kurz, Hohenheims Vorlesungen wurden von der Fakultät unbefugterweise verhindert.

Hohenheim selbst gibt die Gründe dafür an in dem Entwurf einer Beschwerdeschrift an den Rat der Stadt Basel [40]), welche er dann in sehr veränderter endgültiger Fassung einreichte. Der Entwurf spricht sich im Unterschied von dem Wortlaut der eingereichten, noch andere Beschwerden umfassenden Eingabe besonders deutlich über die unbefugte Verhinderung seiner Vorlesungen aus. „Es vermeinen etliche, daß er nicht Gewalt noch Macht habe, ohne ihr Wissen und Bewilligung im Collegio zu lesen.“ Dies der eine Grund; der andere: „sie lassen sich auch vermerken, daß mein Lesen und Offenbarung meiner Kunst und der Arzney nie in Gebrauch gewesen, also jedermann zu unterrichten.“ Es war nicht

nur der Inhalt seiner Vorlesungen, so sehr es ihnen als eine Anmaßung erschien, daß ein Dozent, anstatt wie es bisher der Brauch gewesen, die Schriften der Alten zu kommentieren und zu glossieren, an ihrer Stelle das im Wege eigener Erfahrung und Durcharbeitung Erworbene in seinen Vorlesungen darbot. Ein anderes war auch nie im Brauch: in deutscher Sprache hielt Hohenheim seine Vorlesungen; eine unerhörte Neuerung, die zweite große Tat und wieder eine Tat der Befreiung aus alten Banden.

Er wußte wohl, warum er seine Vorlesungen in deutscher Sprache hielt. Deutsch war er in seinem Herzen, deutsch in seinem Forschen, deutsch in seinem Denken, deutsch in seiner Wissenschaft, deutsch will er auch sein in seinen Reden und Lehren. „Innata mihi mea est violentia medica ex patrio solo: sicut enim Arabum medicus erat Avicenna, Pergamensium Galenus, Italorum vero Marsilius Medicorum optimus fuit, ita etiam ipsa me Germania felicissima in suum medicum necessarium delegit.“ So schrieb er voll hohen Selbstbewußtseins, voll deutschen Vaterlandsgefühls um jene Zeit (November 1526) von Basel aus an den Züricher Arzt Christoph Clauser[41]). „Wir danken Gott, daß wir ein geborener deutscher Mann sind“ — schreibt er später einmal[42]). So wollte er auch die deutsche Sprache zu Ehren bringen und, was er selbständig und nicht aus den Schriften der Alten erforscht und erlernt und selbständig in seinem deutschen Kopf verarbeitet hat und von nun an in deutschen Landen allen Kranken zu Nutz gereichen lassen will, in der Muttersprache weitergeben. Den Gegnern schien es ein Verrat an der Wissenschaft zu sein, eine Schmach, die er der Medizin angetan, daß er sie nicht im ehrwürdigen Gewand der lateinischen Sprache vorführe, sondern in der Sprache, welche die Fuhrleute auf den Gassen, die Krämer auf dem Markt, die Mägde am Brunnen reden. Sie verachteten ihn über dem, daß er sich rühmt: „daß ich in Germania bleib und ansehe mein Patriam“[43]).

Freilich auch sonst drängte damals in deutschen Landen die Muttersprache mit Macht nach immer größerer Anerkennung. Luthers Großtat, das Evangelium in deutscher Zunge dem Volk bekannt zu machen, gab der Bewegung mächtigen Antrieb. Mit ihm waren es andere Männer, welche da und dort in deutscher Sprache von

dem Höchsten zu dem Volk redeten. Schon waren Männer aufgestanden, welche auch bei Disputationen über den Grund des Glaubens verlangten, wie u. a. Johann Eberlin von Günzburg es 1523 vom Rat der Stadt Ulm erbat, „daß solches in deutscher Sprache geschehe“[44]). In Basel selbst hatten diese Bestrebungen, in Glaubenssachen der deutschen Sprache sich zu bedienen, um alles Volk Anteil nehmen zu lassen an dem, was allen not ist, besondere Pflege gefunden. Hier in Basel hatte schon 1470 der berühmte Volksredner auf der Kanzel, Johann Geiler von Kaisersberg, seine deutschen Predigten gehalten. Hier hat schon 1521 der genannte Eberlin deutsch gepredigt, hier wurde 1522 bei Adam Petri Luthers Neues Testament gedruckt, hier sang man beim Gottesdienst deutsche Lieder, die Ökolampadius 1526 statt der lateinischen eingeführt, und taufte nach seiner deutschen Liturgie nun die Kindlein in deutscher Sprache.

Aber in den Hörsaal der Hochschule war die deutsche Sprache noch nirgends gedrungen. Doch wie die Religion, so soll auch, was dem Kranken zu Nutz ist, ins Volk dringen. „Mein Fürnehmen ist hie, zu erklären, was ein Arzt sein soll, und das auf teutsch, damit das in die Gemein gebracht werde“[45]). Das war Hohenheims ausgesprochene Absicht. Er weiß, warum sie ihn verachten: „darum, daß ich allein bin, daß ich neu bin, daß ich deutsch bin“[46]). „Neu und deutsch“ — beides hing aufs engste zusammen. Seine Wissenschaft war eine deutsche; das Alte, das in fremdem Land Gelehrte, das bisher als das Höchste in der Wissenschaft galt, das hatte ihn nicht zu dem großen Arzt gemacht, der er geworden ist, sondern seine eigene „Erfahrenheit“. So sollte das Neue, von alter Zeit und vom Ausland Unabhängige, auch in eigener Sprache, in deutscher Sprache, verbreitet werden.

Hohenheims Vorlesungen zogen denn auch eine außerordentliche Zahl von Zuhörern an. Selbst die Gegner mußten es bezeugen. Deutlich genug spricht sich das Mißfallen darüber aus in dem Vorwurf, daß Hohenheim mit seinen deutschen Vorlesungen „jedermann unterrichte“, daß „der ganze ungebildete Haufe der Bader und Alchimisten“ in seinem Kolleg sitze[47]).

Daß auch viele gelehrte Leute ihn, den jungen Dozenten, „den

ältesten Ärzten vorzuziehen sich nicht gescheut haben", wird mit saurer Miene zugegeben, wobei man sich dessen tröstete, daß eben die Neuheit seines Vorgehens viele angezogen haben werde, nicht der Wert seiner neuen Wissenschaft. Hohenheim freute sich allen dienen zu können, Gelehrten und, zunächst mit seinen chirurgischen Lehrstunden, auch minder gelehrten Leuten.

Und noch einen anderen Grund konnte er dafür geltend machen, daß er in deutscher Sprache lehrte und schrieb: Für die so ganz neuen Ergebnisse seiner Beobachtungen, Forschungen und Erfahrungen konnte er die alten Termini, die alten Bezeichnungen nicht mehr brauchen. „Ich schreibe Teutsch ... Ich führ einen neuen stylum, also gibts die Experientz. Ich brauch fremde Simplicia und Praeparationes, aus der Ursach, daß die alten nichts sollen (taugen). ... Denn wer will das für Unrecht schätzen? so ein neu Ding entspringt, sollt es nit einen neuen Namen haben?"[48])

Der Ruhm, der erste zu sein, der auf deutscher Universität in deutscher Sprache gelehrt hat, der bleibt dem deutsch gesinnten Manne, Theophrastus von Hohenheim, für alle Zeiten.

Es war eine ebenso törichte wie klägliche Verdächtigung, wenn es aus gegnerischen Kreisen verlautete, Hohenheim lehre deutsch, weil er kein Latein verstehe[49]). Er verstand sie wohl, die alte Sprache der Gelehrten, seine Vorbildung zum Universitätsstudium beruhte auf der lateinischen Sprache; er kannte auch ihren lateinischen Galenus, ihren lateinischen Avicenna (wir hörten schon sein eigenes Zeugnis, daß er sich einst gründlich mit ihnen beschäftigt hat), konnte lateinische Zitate aus dem Kopf geben, er kannte aus seiner Jugendzeit den Sallust, den Livius, den Juvenal[50]), bediente sich auf französischen und italienischen Universitäten des Lateinischen als Umgangssprache; er redete lateinisch mit dem des Deutschen nur sehr unvollkommen mächtigen Erasmus, er schrieb seine Notizen vielfach lateinisch, ließ im Fluß der Rede und der Schrift lateinische Sätze mitunterlaufen, wo ihm der deutsche Ausdruck Schwierigkeiten bereitete[51]); er wechselte Briefe mit Gelehrten, mit Erasmus, mit Bonifazius Amerbach, mit Standesgenossen, mit Studenten[52]) in lateinischer Sprache. „Ich soll kein Lateiner sein," sagt er einmal, indem er den Scherz hinzufügt, „und bin doch ein Arpinate

(— ein Cicero). Ist das euer Schweizerstangen, damit ihr mich stechen wollt? Schauet, daß euch der Fraxinus an mir nicht abbrech"[53]). Gewiß, es wäre die kleinere Leistung für einen wissenschaftlich arbeitenden Mann jener Zeit gewesen, in lateinischer Sprache seinen Stoff zu behandeln, als in der deutschen, da das wissenschaftliche Denken erst um klaren deutschen Ausdruck ringen mußte. Muß doch ein Oporinus, jener philologisch gebildete und gewandte Ammanuensis Hohenheims, der nachmals Buchdrucker geworden ist, zur Entschuldigung eines schlechtgeschriebenen deutschen Briefes sagen: „nam in germanicis minus sum usitatus"[54]).

Eine andere Verdächtigung wurde ausgestreut. „Man weiß nit, woher oder ob er ein Doktor sei oder nit"[55]). Man verlangte, er soll sich darüber im Kollegio der Fakultät verantworten. Im Bewußtsein wohlerlangter Doktorwürde weist er diese Verdächtigung zurück. Es fällt ihm nicht ein, sich erst vor den Standes- und Amtsgenossen der Fakultät darüber auszuweisen. Das war Sache des Rats, als der mit ihm über die Professur verhandelte, und der hatte „einen doctorem in der Fakultät der Arzney" anzustellen[56]). Daß er sich in Veröffentlichungen, in Briefen so nennt, daß er sich selbst gelegentlich darauf berief, einst als Doktor geschworen zu haben, läßt die Verdächtigung der Basler Kollegen ohne weiteres als eine unbegründete erscheinen. Allerdings, er tat sich nichts darauf zu gut. Nur das Recht wollte er sich gewahrt wissen, das sie ihm streitig machen wollten, als Doktor seine Schüler zu Doctores zu promovieren[57]). Im übrigen suchte er durch seine Leistungen am Krankenbett, nicht durch den Titel, viel weniger durch die rote Tracht des Doktors das Vertrauen der Kranken, die Anerkennung eines erfahrenen Arztes zu erwerben. Er für seinen Teil verzichtete auf Talar und Barett, auf Kette und Ring. In einfachem Wams, das er wohl am Sonntag mit einem aschfarbenen damastenen Leibrock vertauschte, auf dem Haupt „ein schwarz damasten Schläppel"[58]), so ging er durch die Gassen der Stadt. Selbst ein Heinrich Bullinger ist befangen, in despektierlicher Weise darüber zu urteilen; Hohenheim habe ausgesehen wie ein Fuhrmann[59]). Manchmal zeigte freilich sein Gewand die Spuren der Arbeit an seinen Laborieröfen, die er Tag und Nacht im Gang hatte. In

wenigen Monaten war der Rock so verbraucht, daß er sich einen neuen machen ließ und den alten dem nächsten Besten schenkte, der ihn noch brauchen konnte [60].

Gefiel seine der Arbeit angemessene Tracht den anderen nicht, so rechnete er es sich zur Ehre an. „Ich lob die Spagyrischen Arzt, dann dieselbigen gehen nicht um mit Faulenzen und also prächtig heran in Samt, Seide und Daffet, gulden Ring an Fingern, silberne Dolch an der Seite, weiße Händschüch an Händen stecken, sondern sie warten aus ihrer Arbeit im Feuer Tag und Nacht mit Geduld. Gehen nit also um mit Spazieren, sondern sie suchen ein Kurzweil im Laboratorio, tragen schlechte lederne Kleider und Fell vorhangen und Schürz, daran sie die Hände wischen, stoßen die Finger in die Kohlen, in Kot und Dreck und nit in die gulden Ringe, sind rußig wie die Schmid und Kohler. Darum sie wenig Pracht treiben“ [61]. „Was mit Fantasieren zugeht,“ sagt er ein andermal gegen die Ärzte der alten Schule, „das ist eine sanfte milde Arbeit, macht ihnen keine Blattern an den Händen“ [62]. So trug er denn eine einfache, seiner chemischen Arbeit angepaßte Kleidung. Als Arzt und Professor mußte er jedermann auffallen, vollends, wenn er mit umgürtetem langem Schwert sich zeigte [63], eine Eigentümlichkeit des Mannes, nicht ohne Analogie bei anderen Gelehrten, wie denn Melanchthon, der Milde, Friedliebende, in Tübingen stets mit einem Spieß ausging [64]. Vielleicht daß Theophrast von Hohenheim als Sprosse eines ritterlichen Geschlechts die ritterliche Waffe zu tragen liebte, oder daß er's in den Feldzügen, die er als Feldscher lange Jahre hindurch mitgemacht, sich an den Degen im Wehrgehenk gewöhnt hatte. Spotteten die Doktoren, die auf ihre Tracht etwas hielten, seiner wegen seines Aufzugs, so gab er ihnen den Spott doppelt und dreifach heim. Er nannte sie wohl damals schon, wie später in streitbaren Schriften, „gehürnte akademische Bacchanten, gemalte Ärzte, so sie nicht gemalt gingen pro forma wie ein Butzi in der Fastnacht, wer wollte sie für Ärzte erkennen“, hieß sie „Cornuten, die nichts können und wissen, wie ein guter Pater, der nichts baß kann, denn die Kappen tragen und sein Glori“ [65]. „Der Arzt soll sein Talar tragen mit Knöpfen, seinen roten Jugel und eitel Rot. — Warum Rot? gefallt den

Bauern wohl, und das Haar fein gestrelt und rotes Barett drauff, Ring an den Fingern, Türkis, Smaragd, Saphir darin, wo nicht jedoch Glasisches auf das wenigste, so mag der Kranke einen Glauben in dich haben. O du mein Lieber, o du mein Herr Doktor! Ist das Physica? ist jus jurandum Hippocratis? ist das Chirurgie, ist das Kunst, ist das der Grund? O du Katzensilber!"[66]) „Der Erfahrenheit soll der Arzt voll sein, und nit mit roten Röcken und Spenglwerk umhängt"[67]). „Das Gesundmachen gibt einen Arzt und die Werk machen Meister und Doktor, nicht Kaiser, nicht Papst, nicht Fakultät, nicht Privilegia noch keine Hohe Schul"[68]). „Der Name ohne Werke ist tot; es müssen allwege zwei Stück bei einander sein, Doktor sein und doktorisch Werk dazu, Arzt und Arzney, Meister und Meisterschaft"[69]).

Daß Hohenheim an manchem Krankenbett diese Meisterschaft bewährte, selbst in verzweifelten Fällen Heilung erzielte, wo ihre Kunst versagte[70]), das machte ihn den anderen Ärzten in Basel zum unbequemen Kollegen. Sie hatten ein Mittel in der Hand, das ihnen formell das Recht zu geben schien, Hohenheim die Ausübung der ärztlichen Praxis zu untersagen. Im Freiheitsbrief der Universität war u. a. die Bestimmung niedergelegt, daß niemand ohne Approbation der medizinischen Fakultät die ärztliche Praxis in Basel ausüben durfte. Zuwiderhandlungen waren mit dreißig Gulden Strafe bedroht. Zu der „Fakultät der Arznei", welcher solche Befugnis eingeräumt war, gehörten nicht nur die akademischen Dozenten der Medizin, sondern „alles, was sich in Basel mit der Arzneikunde befaßte"[71]), alle ausübenden Ärzte. Die Fakultät stellte nun an Hohenheim das Ansinnen, daß auch er sich dieser Bestimmung fügen solle, nach welcher ein zugezogener Arzt spätestens nach zwei Monaten die Approbation nachsuchen solle, um dann erst, „bewert von der facultet der artznye vnd zugelassen worden von den Meistern derselben facultet", mit ihrer Ermächtigung die ärztliche Praxis auszuüben.

Das konnte und wollte Hohenheim sich nicht gefallen lassen. Hatte er im Entwurf einer Beschwerdeschrift wegen der Hinderung seiner akademischen Lehrtätigkeit den Rat der Stadt in Anspruch nehmen wollen, so schien ihm nun der Versuch der Fakultät, ihm

die Ausübung der ärztlichen Praxis zu untersagen, noch mehr ein Grund zu sein, sich beschwerdeführend an seine „strengen, frommen, vesten, fürsichtigen, ehrsamen, weisen, gnädigen und günstigen Herren" zu wenden, umsomehr, als man „in Klöstern und auf den Gassen" ihn verlästerte. So stellte er denn in seiner Eingabe [72]) das ehrerbietige, aber in sehr bestimmte Worte gefaßte Ersuchen, ihm zu seinem Rechte zu verhelfen. Sie haben ihn an diesen Posten gestellt, so sollen sie ihm auch die Möglichkeit geben, sein Amt zu verwalten. Es werde ihm doch von ihnen nicht mehr zugesagt worden sein, als geleistet werden könnte. Wenn die anderen Ärzte ihm erst die Befähigung zuerkennen müßten, so habe man ihm von solcher Gewalt der Fakultät nichts gesagt und er sei dadurch „verführt" worden, seine Stellung bei Fürsten und Städten zu verlassen. „So sei es nun seine unterdienstlich Bitt, ihm seines Standes Freiheit anzuzeigen und denen, so dawider reden, ihr Zugehören auch zu eröffnen." Zugleich ergriff Hohenheim die Gelegenheit, von der Verteidigung seines guten Rechts zum Angriff überzugehen. Er besprach in seiner Eingabe die üblen Zustände des Apothekenwesens. Offenbar hatten die Apotheker, die sich von ihm geschädigt sahen, an der geheimen Hetze gegen den Neuerer sich stark beteiligt. Die alten langen Rezepte der galenisch-arabistischen Ärzte, bei denen die Apotheker ein schönes Stück Geld verdienten, ersetzte Hohenheim durch seine neuen einfachen, aber wirksamen Mittel, die er vielfach selbst in seinem Laboratorium darstellte. Statt der Kräutersuppen, der unwirksamen, oft ekelhaften Abkochungen führte er kräftige Extrakte aus Pflanzen ein, so die Destillate der Nießwurz und aus Mohnsaft, die Opiate [73]), zu denen wohl auch sein vielgebrauchtes Laudanum gehörte, von dem Hohenheim einmal schreibt: „Ich hab ein Arcanum, heiß ich Laudanum, ist über das alles, wo es zum Tode reichen will" [74]). Statt der Mixta composita gab er die neuen metallischen Mittel, Quecksilberlösungen, Goldlösungen, Spießglanzarzneien, Arsenik u. a. Die Apotheker konnten die meisten dieser Mittel noch gar nicht bereiten. Sodann fand er ihre Materialien vielfach verdorben, ihre Preise unverhältnismäßig hoch. Als Stadtarzt hatte er die Aufsicht über das Apothekenwesen; da blieben diese und andere Übelstände seinem scharfen

Auge nicht verborgen. Auch hinter den Unfug war er gekommen, der ihm, dem gewissenhaften treuen Arzte, als ein besonders schlimmer erschien, „daß die Apotheker heimlich Pakt und Geding mit etlichen Doktoren und Ärzten haben“ [75]). Das alles stellte er dem Rat in seiner Eingabe dar, mit wertvollen Vorschlägen für die Beaufsichtigung des Apothekenwesens, mit der Forderung schärferer Kontrolle, der Begutachtung bedenklicher Rezepte durch den Stadtarzt, der Einführung einer Prüfung für die Apotheker, denen Leib und Leben der Kranken in die Hand gegeben sei, einer bestimmten Arzneitaxe, um der Ausbeutung der Leute durch allzu teure Rechnungen einen Riegel vorzuschieben. Auch aus dem allem spricht die Stimme des Reformators, auch das alles sind Zeugnisse seiner gewissenhaften Sorge für die Kranken, seiner hohen Auffassung des ärztlichen Berufs.

Die Eingabe hatte Erfolg. Der Rat sprach ein Machtwort. Hohenheim hatte den Sieg über die Gegner davongetragen. Er konnte aufs neue seine Vorlesungen beginnen, die bis ins Sommersemester hinein ausgesetzt waren. Am 5. Juni 1527 schrieb er eine Einladung zu seinen Vorlesungen, welche er gedruckt ausgehen ließ. Sie war auch am schwarzen Brett der Universität angeschlagen [76]). Das in lateinischer Sprache abgefaßte „Programma“ [77]) trägt als Überschrift den ganzen vollen Namen und Titel: „Theophrastus Bombast ex Hohenheim Eremita Utriusque Medicinae Doctor ac Professor“ und entbietet zunächst allen Studenten der Heilkunst seinen Gruß. Es war keine gewöhnliche Ankündigung von Vorlesungen, sondern enthielt ein wirkliches Programm, eine eingehende Erklärung, in welcher er die hohen und ernsten Aufgaben der Heilwissenschaft darlegte, die ein Gottesgeschenk an die Menschen sei, und die Notwendigkeit, sie zu neuem Ansehen und zu neuem Ruhme zu führen, da nur die wenigsten unter den Doktoren sie heute in glücklicher Weise vertreten. Er wolle das unternehmen — so kündigte er an mit hohem Selbstgefühl, seines eigenen Wertes, seiner Kenntnisse und Erfahrungen, seiner Wissenschaft und Kunst wohl bewußt, — er wolle das unternehmen, nicht die Lehren der Alten wiedergebend, sondern auf Grund dessen, was die Natur ihm angezeige, was er selbst durch Erforschung der Natur gefunden

und in langer Übung und Erfahrung bewährt habe. Er stellte sich denen gegenüber, welche an den Aussprüchen eines Hippokrates, Galenus und Avicenna wie an Orakeln hängen, von denen man keinen Finger breit abweichen dürfe. Aus diesen Autoren können zwar glänzende Doktoren, aber keine Ärzte geboren werden. Nicht ein Titel, nicht Redegewandtheit, nicht Sprachkenntnis, nicht das Lesen vieler Bücher mache den Arzt, obschon das alles kein geringes Ansehen gebe, sondern die Erkenntnis der Dinge und der geheimnisvollen Kräfte. Sache des Redners sei es, gewandt zu sprechen, um andere zu überzeugen, Sache des Arztes, die Arten der Krankheiten, ihre Ursachen, ihre Symptome zu kennen und mit Einsicht und Fleiß die rechten Heilmittel anzuwenden. Das wolle er lehren, wie er's durch die größte Lehrmeisterin, die Erfahrung, und durch mühevolle Arbeit sich selbst erworben habe. Er wolle es lehren, indem er, anders als es bisher im Brauch gewesen, nicht Hippokrates oder Galen oder irgendwelche andere erkläre, sondern seine eigenen Schriften zu Grunde lege, die er über innere und äußere Medizin, „Physik und Chirurgie", verfaßt habe. Wolle einer irgend etwas prüfen, so werden Erfahrung und Vernunft an Stelle alter Autoren für ihn sprechen. Wer von ihm diese neue Bahnen sich führen lassen wolle, der komme nach Basel. „Urteilen mag nur, wer Theophrastus gehört hat" — so schloß er sein Programma — „Gott befohlen und laßt euch diesen unseren Versuch, die Heilkunst wieder aufzubringen, wohl angelegen sein!"[77])

Eine unerhört kühne, stolze Sprache! Ein Mann stellt sich da mit seiner Kraft, mit seinem Wissen und Können der seit Jahrhunderten, seit mehr als einem Jahrtausend hochgehaltenen Lehre gegenüber und kündigt der hergebrachten Lehrart frischen, fröhlichen Krieg an. Die Fahne war nun entrollt, um welche der Führer im Streit Mitstreiter gegen die verknöcherte Wissenschaft des Mittelalters scharen wollte. Der Schlachtruf war nun in die Welt geworfen: Hie Theophrastus Paracelsus! Hie Galenus und Avicenna!

Theophrast von Hohenheim begann wieder seine Vorlesungen, die er für zwei Stunden täglich angekündigt hatte. Der Hörsaal im Universitätsgebäude am „Rheinsprung", dem später sogenannten

„unteren Kollegium“, füllte sich wieder mit einer großen Schar von Zuhörern, jungen Studenten und gereiften Männern. Kaum vierzehn Tage später war St. Johannistag. Nach altem Brauch loderten die Feuerzeichen; wie es aus gleichzeitigen Chronikangaben hervorgeht, brannte auch vor der Universität ein Holzstoß, vermutlich von den Studenten entzündet. Hohenheim kam des Wegs, mit ihm eine Schar Studenten. Er hatte Avicennas Lehrbuch, Canon Medicinae, bei sich. Vor den lodernden Holzstoß tretend schleuderte er das Buch in die Flammen. „In St. Johannisfeuer, auf daß alles Unglück mit dem Rauch in die Luft gehe!“ [78])

So erklärt sich am einfachsten der Hergang, über dessen wahrscheinlichen Zeitpunkt eben dies eigene Wort Hohenheims eine Andeutung gibt, die kaum anders erklärt werden kann. Seine Absicht dabei ist unzweideutig, auch wenn er sich nicht selbst wiederholt über sein Vorgehen geäußert hätte. Es war eine symbolische Verwerfung der herrschenden medizinischen Wissenschaft. „Schauet mir zu, wie ich mit fahr, und gehet mit mir, so werdet ihr Ehre einlegen und werdet euch anderst fassen und selbst in das Feuer werfen. Daß ihr mir's doch so groß verarget, darum, daß ich den Küchen-Auctorem dermaßen verbrannt habe! So er in die Küchen gehört, so gehört er auch in das Feuer,“ so schrieb er später mit verachtungsvollem Spott [79]). „Was ich von euch habe, hat das Feuer hinweg und ist dahin; was ich lehre, das wird kein Feuer fressen,“ sagt er ein andermal in hohem Selbstbewußtsein [80]).

War's ein augenblicklicher Einfall, Avicennas Buch ins Feuer zu werfen? Dachte Hohenheim an Luthers symbolische Tat vor dem Elstertor in Wittenberg, da dieser mit des Papstes Bannbulle die päpstlichen Rechtsbücher verbrannte zum Zeichen, „daß er sich von ganzem Herzen von dem ärgerlichen Regiment des Papstes losgesagt“? So soll die Herrschaft derer ein Ende haben, die bisher mit ihren Satzungen die Heilkunst zum Schaden der kranken Menschheit im Bann gehalten haben.

„Lutherus medicorum,“ nannten ihn seine Gegner zum Spott.

„Ihr heißt mich Lutherus medicorum,“ erwiderte Hohenheim, „mit der Auslegung, ich sei Haeresiarcha. Dem Luther sind am aller mehristen Schälk und Buben feind“ [81]).

3. Meister und Schüler

Mit großem Eifer widmete sich Hohenheim seinem Lehramt an der Hohen Schule. Er nahm die Nacht zu Hilfe, wenn der Tag nicht reichte, die Ergebnisse seiner Forschungen für seine Schüler zu bearbeiten [82]). Fast über alle Teile der Heilkunst verbreiteten sich seine Vorträge [83]). Die verlorene Zeit suchte er möglichst hereinzubringen. Es war damals in Basel Herkommen, daß in den Hundstagen, das ist vom 17. Juli bis 21. August, keine Vorlesungen gehalten wurden. Hohenheim setzte seinen Unterricht fort, die fünf verlorenen Wochen vom Semesteranfang (1. Mai) bis zur günstigen Entscheidung seiner Sache nachzuholen [84]). Ihm lag daran, seine Schüler gründlich zu unterrichten; es war ihm Gewissenssache, „ihnen alles deß, so ihm Gott durch seine Gnad verliehen, zu gut armer Kranker nichts zu verhalten" [85]), und er setzte es sich zur Aufgabe, sie so wie die jungen Küchlein zu behandeln, bis sie „gewachsene Flügel" erlangt haben werden [86]). Dazu genügte es ihm nicht, in Vorträgen sich um die Heranbildung seiner Schüler zu bemühen. Die reiferen unter ihnen nahm er mit ans Krankenbett. „Zu den Leuten gehen" hielt er für den angehenden Arzt für wichtiger als anatomische Studien, auf die er auffallend wenig hielt [87]). Auch Ausflüge in die Umgegend von Basel unternahm er mit seinen Schülern, damit sie die Arzneikräuter nicht nur aus dem „Maynzer lateinischen Herbario" mit seinen 150 Holzschnitten kennen lernten, oder aus dem „Gart der Gesundheit oder Hortus Sanitatis", in welchem Johann Cuba 369 Pflanzen abgebildet hatte, oder aus dem, was Hieronymus Brunschwygk in seiner „Kunst der Destillierung" an 238 Kräutern geleistet hat, auch nicht aus des Macer Floridus Lehrgedicht, über das er übrigens ein Kolleg las, „über dies gemischt Ding, in dem Guts und Böses, Wahres und Unwahres" untereinander ist [88]). Das alles zusammen war bisher die höchste Weisheit, welche Ärzten in der Arzneipflanzenkunde geboten war. Hohenheim führte sie hinaus in die Natur, „wo Gott selbst die Mittel hingelegt hat", hinaus „in die Apotheke, draußen in der Natur, die nicht mit mehr als mit einem Dach bedeckt ist, ... also, daß alle Wiesen und Matten, all Berg und Bühel

Apotheken sind, und dieselbigen Apotheken stellet und gibt uns die Natur, von deren sollen wir die unseren füllen" [89]). Da lehrte er seine Schüler die Namen der gefundenen Kräuter und besprach die Heilkraft, welche in Blüte, Blatt oder Wurzel des Kräutleins stecke, und wie die heilenden Kräfte wirksam ausgezogen werden. Selbstverständlich, daß er, der vom Arzt verlangte, er müsse ein Alchimist sein, der die „Alchimey" unter „die Säulen der Arzney" rechnete [90]), seinen Schülern zu chemischen Versuchen Anleitung gab. Denn: „wo hierin der Arzt nicht bei dem höchsten und größten geflissen und erfahren ist, so ist es alles umsonst, was sein Kunst ist" [91]). So führte der Meister seine Schüler in die „Experientz", in allem sich der Fassungskraft der Schüler anpassend, „nachdem um dieselbige Zeit die Auditores waren. Anderst und anderst wär gelesen worden, so ich ander und ander Auditores gehabt hätt" [92]); immer wieder darauf hinweisend, „was großer Zeit Verzehrung es sei, die großen Schwaderlappen der alten Scribenten zu lesen" [93]) und wie sie „nicht ihm zu Dienst lernen, sondern ihnen und den Kranken und Gott zu Lob" [94]). Das vergaß er ja nicht, sie auch zu treuen, gewissenhaften, frommen Ärzten zu erziehen; es war ihm so wichtig, wie das andere, sie durch seinen Unterricht zu recht erfahrenen und geschickten Ärzten zu machen. „Also will ich's, daß ihr lernet: so dem Nächsten seine Not anfällt, daß ihr ihm wisset zu helfen, nicht die Nasen verstopfet als die Schreiber thun, die Priester und Leviten; bei denselben ist nichts zu suchen, aber bei den Samaritanen, das ist bei den Erfahrenen der Natur, da liegt das Wissen und die Hilf. Darauf merket, daß nichts ist, da größere Liebe von Herzen gesucht wird, denn in dem Arzt" [95]).

In der Fürsorge für manche Schüler ging Hohenheim so weit, daß er sie als Hausgenossen bei sich aufnahm und unentgeltlich ihnen Speise und Trank reichte [96]). Sie dienten ihm dafür als Gehilfen [97]), als Amanuenses, als Famuli, und wenn sie etwas gelernt hatten, als Assistenten. Insbesondere hatten sie auch als Schreiber ihm Dienste zu leisten. Hohenheim pflegte nämlich seine Schriften zu diktieren. Es war oft keine kleine Aufgabe für seine Schreiber, denn die Worte sprudelten ihm gar manches Mal so rasch von den Lippen, daß der Schreiber mit der Feder kaum folgen

konnte. Man habe oft den Eindruck gehabt, so sagte einer seiner Amanuenses, daß Dämonen ihm das eingegeben haben, was ihm von den Lippen kam [98]). Hingenommen von dem Gegenstand, den er aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen und Beobachtungen behandelte, wurde er oft nicht gewahr, daß längst die Mitternachtsstunde vorübergegangen, und immer noch wandelte er in der Stube auf und ab und Satz um Satz entströmte seinem schaffenden Geiste. Oft kam es auch vor, daß Hohenheim seinen Famulus mitten in der Nacht weckte und diesem das, was er in seinem Geist bewegte, diktierte. Aus der Zahl dieser Famuli zog er sich auch seine besonderen Schüler heran [99]), die bei seinen chemischen Versuchen im Laboratorium nicht nur Handlangerdienste leisten mußten, sondern mit dem Meister experimentieren und beobachten durften.

Wie Hohenheim in seiner Gutmütigkeit, ehe er sich's gedacht, rasch zu einem Hausgenossen kam, erzählt uns einer derselben [100]). „Sein lieber Präceptor, Doktor Theophrastus," traf den Studiosus Frantz bei dessen Landsmann, der damals Kantor in Basel gewesen. Der lag an schwerem Fieber lange krank und ließ auch Doktor Theophrastus rufen. Der sah den Studenten.

„Waser Nation bist du?" fragte der Professor den Studiosen.

„Ich bin ein Meißner," entgegnete dieser, „ich hab' mich zu Heidelberg im Studio verzehrt" (d. h. er hat sein Geld aufgebraucht). „Wollte gern diesen Winter einem Bürger die Kinder lehren, damit ich diesen Winter Unterhalt haben möchte."

„So du nicht weiter könntest," sagte darauf Theophrastus, „ich wollte dich zu mir nehmen und dir Unterhalt geben."

Froh und dankbar nahm der Student das freundliche Anerbieten des Professors an, ging mit ihm und fand wie die anderen freien Tisch und Wohnung im Hause des Theophrastus von Hohenheim. Dem kranken Kantor, seinem Landsmann, durfte der junge Meißner nebenher noch seine Stelle besorgen. Nach vielen Jahren noch denkt er dankbar an „seinen lieben Präceptor, Theophrastus Paracelsus seliger Gedächtnus". Bei Theophrastus hatte er als Schreiber Dienste zu leisten.

Es waren freilich allerlei Leute unter denen, welche Hohenheim als Schüler in seine nähere Umgebung zog [101]), und nicht alle

waren so dankbar wie der Studiosus Frantz aus Meißen; allerlei Leute, die sich in seine Nähe drängten in der Meinung, in kurzer Zeit eine Reihe von Geheimmitteln zu erfahren, mit welchen sie nachher gewinnbringende Kuren machen zu können hofften. „Solcher Schälk," schreibt Hohenheim, „hat mir Basel, als ich Ordinarius der Hohenschul gewesen, auch andere Ort, viel geben, die, nachdem sie genug gesehen hatten, nit allein wider mich stunden, sondern verlugen und verrieten, wie ihr Art war" [102]). Sein Gehilfe Johannes Oporinus war noch lange nicht der schlimmste.

Ein eigentümlicher Mensch, dieser Johannes Herbst, genannt Oporinus, eine Gestalt, wie sie damals auf mancher Universität in einigen Exemplaren zu finden sein mochte. Kaum zwanzigjährig, verheiratete sich der blutjunge Student mit einer älteren Frau, der Witwe eines Freundes, die ihm durch ihre Zanksucht das Leben sauer machte. Ihr Geld bot ihm die Mittel zum Studieren. Er war schon verheiratet, als er 1527 bei Hohenheim als Famulus in den Dienst trat, nach der Sitte der Zeit, in welcher sich die Professoren wissensdurstige Leute als Diener hielten, die nicht nur unentgeltlich, sondern auch besonders gründlich lernen konnten. Es hat eine Zeit gegeben, in welcher Hohenheim ihn „seinen getreuen Oporinus" nannte, „den er insonderheit in allem Vertrauen gebrauchet" [103]).

Johann Oporinus war ein nicht unbegabter Mann, der später als gelehrter Buchdrucker sich noch einen Namen gemacht hat; aber er war ein zweifelhafter Charakter. Obwohl er, wie er selbst sagt, fast zwei Jahre lang vertraut mit Hohenheim zusammen gelebt hatte [104]), ging er später unter die Verleumder seines Meisters, dessen Bedeutung er übrigens nach seinem eigenen Geständnis aus späterer Zeit gar nicht verstanden hat. Hohenheim hat sich wegen der Leichtgläubigkeit und Neugierde seines Famulus wiederholt einen derben Scherz mit diesem erlaubt, welchen dann Oporinus zum Ergötzen seines Meisters für baren Ernst nahm [105]). Er entnahm daraus später die Berechtigung, Hohenheim als einen Schwindler zu verdächtigen. Auch anderes im Wesen und in der Lebensart Hohenheims hat er in malitiöser Weise verwertet. In seinem Alter hatte er's, so bezeugt sein Freund Michael Toxites, übel bereut, über

seinen ehemaligen Lehrer Nachteiliges geschrieben zu haben [106]. Zu spät; denn an den veröffentlichten Brief Oporins haben sich alle Gegner und Verleumder Hohenheims angeklammert. Oporin hat einige Zeit nachher, nachdem er in Basel mit Hohenheim zusammen war, die Medizin aufgegeben; er fand sich in der Erwartung, mit einigen leicht erworbenen Geheimmitteln sein Glück zu machen, getäuscht. Er wollte auch gemerkt haben, daß es bei diesem nicht mit rechten Dingen zugehe; Hohenheim stehe mit dem Teufel im Bunde. Möglich, daß der Famulus einigemal in Ängste geriet, denn es sei wiederholt vorgekommen, daß Hohenheim Nachts nach einem starken Trunke in großer Aufregung nach Hause gekommen sei und mit seinem langen Schwert in der Stube herumgefuchtelt habe, als ob er mit Geistern in der Luft kämpfte [107]. Kurzum, Oporinus hat später den Dienst bei Hohenheim und damit zugleich das medizinische Studium verlassen.

Andere Schüler machten sich bälder davon, nachdem sie einige gute Kuren gesehen und die Rezepte, welche durch ihre Hand gingen, heimlich abgeschrieben hatten [108]. Sie spielten sich als große Heilkünstler auf, mißbrauchten den Namen ihres Lehrers und schädigten dessen Ruf dadurch, daß sie in unverstandener Weise die von Hohenheim eingeführten Heilmittel anwandten, ohne den einzelnen Krankheitsfall genau beobachtet zu haben oder beurteilen zu können. Es sind dieselben üblen Erfahrungen mit Schülern, die er schon auf seinen Reisen gemacht hatte, wo sich bei längerem Verweilen Schüler an ihn anschlossen, üble Erfahrungen, die sich in Basel [109]) und später wiederholten. Hohenheim konnte nicht scharf genug reden über die Schüler, die nicht fortstudieren wollen bis zur Meisterschaft, die da fliegen wollen, ehe ihnen die Flügel gewachsen sind [110], über die falschen Gesellen, welche die abgelernten Künste ohne Verstand gebrauchen [111], „alle Rösser mit Einem Sattel reiten, dadurch sie oft mehr schädigen als nützen" [112]. Was er selbst „mit Sorgen gegen Kranke gebrauchte, das trugen die Schüler, eh die Pfann erkältet war, mit leichten Flügeln davon" [113], trotz der Warnungen des gewissenhaften Lehrers, „nit zu viel Glauben in die Recepte zu setzen, denn wo nit Erfahrung bei den Künsten ist, am selben Ort sind sie ganz tot" [114], „ohne Erfahrenheit und geübte Praktik

sich nichts zu unterstehen"[115]). So sei mancher „zu frühe aus der Schule gekommen, wie ein Dieb, der sich frühe aus dem Hause stiehlt, ehe daß man aufsteht, und habe die Kundschaft seines redlichen Abzugs nicht erwartet"[116]). Solcher Art waren auch die Erfahrungen „mit den Auditoribus, so er zu Basel verlassen"[117]). Mancher war „ein treuer Schüler, wie Judas ein Zwölfbott war", sagt er einmal mit herbem Spott[118]).

4. Triumph der Gegner

Hatte der Rat der Stadt auf Hohenheims Beschwerde hin ihm die Möglichkeit verschafft, seine Vorlesungen zu halten und die ärztliche Praxis auszuüben, so durfte er doch weder das eine noch das andere unangefochten tun. Im Gegenteil, die Gegnerschaft, die sich gegen seine Wirksamkeit als Arzt und akademischen Lehrer erhob, äußerte sich schärfer und derber als zuvor. In Niederschriften Hohenheims, aus der Zeit unmittelbar nach dem Basler Aufenthalt[119]), in der tiefgehenden Nachwirkung des dort Erlebten zu Papier gebracht, finden wir die Andeutungen der Liebenswürdigkeiten, welche die Gegner ausgetauscht haben, nachdem Hohenheim vorher zunächst zwar sachlich scharfe Angriffe gegen die galenisch-arabische Medizin gerichtet, aber doch, wie er selbst von sich bezeugt, persönlichen Lästerns und „Schändens" sich enthalten hatte[120]). Auf die Dauer vermochte er es auch nicht über sich, sich zurückzuhalten. Man redete gar zu despektierlich von ihm. Daß sie ihn zum Spott „Lutherus medicorum" nannten[121]), deutet ebenso wie der Umstand, daß man in Klöstern über ihn schalt[122]), darauf hin, daß seine Gegner besonders auch im Lager der Altgläubigen zu finden waren, der „Antilutherani", wie man sie auch in Basel hieß[123]). Zu diesen gehörte ja auch sein Amtsgenosse an der Hochschule, der Professor der Medizin Oswald Bär. Hohenheim wurde offenbar seinem ganzen freien Standpunkt nach, gewiß auch wegen Ökolampads Anteil an seiner Berufung zu den Neuerern gerechnet; er hatte auch für Luthers Werk damals Sympathie, — „die Rotte, die dem Luther feind ist, ist mir auch gehaß," schreibt er,[124]) — wenn auch kein Verständnis für seine Größe[125]). Er hielt sich

aber, ähnlich wie Erasmus und Bonifatius Amerbach in Basel und andere Humanisten getan haben, selbständig über den Religionsparteien der Universitätsstadt. „Ich werde den Luther sein Ding lassen verantworten und ich werd das mein auch eben machen" [126]. Das war damals sein Standpunkt. Nun sah er denselben Haß, der sich im Lager der Altgläubigen gegen Luther äußerte, gegen sich aufflammen. Wenn sie ihn Lutherus medicorum nannten, so fragte er: „Warum thut ihr das? Darumb, daß ihr erhoffet, Luther werd verbrennt und Theophrastus soll auch verbrennt werden" [127]. „Wie ihr auf euren Seiten ihnen meinet (dem Luther und seinen Anhängern), also meinet ihr mich auch: das ist, dem Feuer zu, du darfest auf die Laugen nicht warten" [128].

Zu dem Urteil, er sei „ein Ketzer der Arzney", kehrte auch der alte Vorwurf wieder, er sei „ein Vagant", „ein Peregrinus", „einer der wider die Ordnung der Arzney ein Doktor sei" [129]. In immer schärfere Worte faßten sie ihr absprechendes Urteil über ihn, er sei ein Zerbrecher der Wahrheit, ein Verführer, er sei ein Narr [130], ein Nikromantist, er habe den Teufel [131], und schon flogen Schimpfworte: „ein toller Stierkopf sei er" [132], „der Waldesel von Einsiedeln" [133].

„Ich will euch den Teufel, den ihr sagt, in mir zu sein, heimschicken" [134], und auch das andere, als was sie ihn „ausblerrten" [135], gab er zurück, gewiß mündlich schon in Basel, wie bald darauf in seinen Schriften, mit scharfen Worten; er nannte die Doktoren „gehürnte Bacchanten, Gugelfritzen und probierte Esel" [136], die Apotheker, die den Doktoren treulich bei ihren Schimpfereien halfen, Sudelköche, und ihre Elaborate „Suppenwust" [137]. Den einen sagte er nach, „daß sie mehr begehren ihren Abgang zu beschirmen, denn zu verfechten, das den Kranken betrifft" [138]; den anderen, daß sie die Leute betrügen mit übermäßigen Preisen, „sie geben's um einen Gulden und nähmen's um den Pfennig nicht mehr" [139]. „Ich schreib kurze Recepte, nicht auf vierzig oder sechzig Stück, wenig und selten, leere ihnen ihre Büchsen nicht aus, schaff ihnen nicht viel Golds in die Kuchen; das ist der Handel, darum sie mich aber ausrichten" [140]. Und darauf hielt er ihnen entgegen: „Ihr sollt euch nicht wundern lassen, daß ich so kurze Recepte setz oder mach,

denn Ursach: was mehr dazu käme, wär eine Verderbung der Arzney"[141]). „Je länger Geschrifft, je kleiner der Verstand, je länger die Recepten, je weniger Tugend"[142]). „Dient's nicht dem Kranken in Gesundheit, dient's doch dem Arzt in Seckel"[143]). So traf er beide, die miteinander wider ihn waren; denn „gleich und gleich versaumt sich nicht, es treibt's der Teufel allemal zusammen"[144]).

So hatten sich die Gegensätze immer schärfer zugespitzt. Hohenheim war in den Herbstferien nach Zürich gegangen. Die Studenten feierten ihn dort mit Begeisterung, er trank mit ihnen, der Widerwärtigkeiten in Basel vergessend, manch fröhlichen Becher; sie waren ihm „combibones optimi" geworden, „sodales suavissimi", sie liebten ihn als „ihren Theophrastus"[145]). Es muß ihm in ihrem Kreise ordentlich wohl gewesen sein.

Als er wieder nach Basel kam, war die Stimmung gegen ihn noch feindseliger geworden als zuvor. Auch Leute, welche bisher ihm freundlich gesinnt waren, wichen ihm aus. Was war geschehen? Johannes Froben, den Hohenheim ein Jahr zuvor so wunderbar kuriert hatte, war an einem Schlagfluß plötzlich gestorben. Die Gegner breiteten überall die Verdächtigung aus, Hohenheims starkwirkende Pillen hätten nachträglich die verhängnisvolle Wirkung gehabt und den Tod des hochgeachteten Mannes verschuldet[146]). Triumphierend riefen sie ihm entgegen: „Theophraste, du verdirbst die Kranken auch so gut als wir"[147]). Und doch war Froben seit Hohenheims Kur völlig genesen und schon zweimal, allerdings gegen Hohenheims Rat, nach Frankfurt auf die Messe geritten. Schandbriefe wurden Hohenheim ins Haus gelegt. Er hat das „um Friedens willen bisher unverantwortet stillschweigend hin lassen gan"[148]). Eine Schmähschrift wurde verbreitet mit dem Titel: „Laudanum sanctum", in welcher dies sein vielfach angewandtes Arzneimittel verhöhnt wurde. Er wollte darüber „billiger lachen denn greinen, ob ihrem Meinen, sie hätten das Fundament seiner Medizin groß geschmäht und geschändt und ihn gar unterdruckt"[149]).

Nun aber taten die Gegner einen Hauptstreich. An einem Sonntagmorgen war an den Türen der Domkirche, der Kirchen zu St. Martin und zu St. Peter, sowie an der neuen Burse ein

Schriftstück angeschlagen. Es war ein Schmähgedicht gegen Hohenheim mit der Überschrift: „Manes Galeni adversus Theophrastum, sed potius Cacophrastum“, und mit dem Datum: „Ex inferis“[150]), ein ebenso boshaftes wie unflätiges Machwerk, das die Gemeinheit seiner Gegner für alle Zeiten dokumentiert.

Das war dem tiefbeleidigten Manne doch zu bunt. Nun war seine Ehre öffentlich angegriffen. Das forderte Genugtuung, nicht nur für die Kränkung, die ihm persönlich angetan war, sondern auch um der von ihm in gewissenhaftester Überzeugung vertretenen und von ihm für heilig gehaltenen Sache willen. Sofort griff er zur Feder und schrieb in scharfen Worten eine Eingabe an den Stadtrat unter Beifügung des Schmähgedichts, keine ehrerbietige Bitte, wie zu Anfang des Jahres, sondern eine bestimmte „Forderung und Begehr“ eines strengen Einschreitens gegen die Verleumder und Schmäher. „In ohnleidlicher Tratzung und merklichem Drang,“ so schrieb er an die Herren des Rats, „gebühre dem Leidenden, seine Obrigkeit, die ihm guts zu thun pflichtig und schuldig sei, um Schirm, Rat und Hilfe anzurufen. Wenn er bisher um des Friedens willen derlei Schmachworte, die ihm zugelegt worden seien, stillschweigend habe hingehen lassen, so sei es ihm nicht möglich, solche nachteilige Schmach und Schandvers, wie sie jetzt öffentlich unter erdichteten Namen angeschlagen werden, zu leiden noch zu dulden. Aus dem Wortlaut der Schmachverse gehe hervor, daß der Verfasser einer aus seinen täglichen Auditoribus und Aufmerkern sei; er habe schon vorher gespürt, daß er etliche Auditores habe, die andere Doctores der Arzney wider ihn zu schreiben und zu schmähen anreizen und anstiften. Nun sei es sein endlich Forderung und Begehr, seine sämtlichen Hörer vorzuladen, um zu untersuchen und zu erfahren, wer die Schmachverse geschrieben hab, und dann mit demselbigen dermaßen, wie sich's gebührt, zu handeln.“ Selbst eine Drohung floß dem Tieferregten in die Feder: „Bei seinem hitzigen Gemüt könne er nicht dafür stehen, daß er etwas ungeschicktes anfienge, wenn er keinen Beistand in dieser Sache fände oder noch weiter gereizt würde. Es sei ihm unter keinen Umständen möglich, es zu leiden noch zu gedulden, wenn er hinfürder mehr getratzet sollte werden.“ „Solichs ich E. S. E. W.

hiemit angezeigt haben will, welchem ich mich mit underthenigkeit gehorsamcklichen bevilch." So schloß er mit kurzen Worten seine Eingabe[151]).

Er tat sich äußerste Gewalt an, seinen Zorn nicht Meister werden zu lassen. Aber heiß kochte es in ihm. Er traute sich selber nicht, das merkt man diesen Worten an, daß er sich in seiner Leidenschaftlichkeit zu unbesonnenen Reden oder Taten nicht werde hinreißen lassen.

„Da möcht ein Turteltaub zornig werden über solch lausige Zoten" — sagt der empörte Mann, und er war keine Turteltaube. „Buben haben mir's than, sollt das ein Lamm machen, es sollt am letzten ein Wolf geben" [152]).

Manch Schelt- und Kraftwort kam nun auch über seine Lippen, wenn er unter Freunden war; und es wurde auch wohl weitergetragen, wenn er die Gegner heillose Lotterbuben nannte, die schlimmen unter seinen Schülern elende Lecker, und die Ärzte und Apotheker, die Hetzer wider ihn, mit Titeln beehrte, unter denen der Name „Dr. Gimpel" und „Sudelköche" noch höflich klangen [153]).

Seine Kunst freilich konnte ihm niemand nehmen und das Vertrauen der Kranken blieb doch wieder ihm erhalten, besonders da, wo andere Hilfe vergeblich gesucht worden war. Auch weigerte er sich nie zu kommen, auch wenn zuvor ein anderer Arzt geholt worden war. Er kam um zu helfen und „aufzurichten, was andere verderbt haben"[154]). Da lag — es war im Anfang des Jahres 1528 — ein reicher Basler Domherr, Kornelius von Lichtenfels, so schwer krank danieder, daß ihn die Ärzte für verloren hielten. Hohenheim hatte er bisher nicht zu sich rufen lassen. Der Antilutheranus wollte von dem, der den Lutheranern mindestens nahe stand, nichts wissen. Von Schmerzen gepeinigt wandte sich der fromme Domherr doch an Hohenheim, nachdem er vorher demjenigen, der ihn vom Tode retten würde, und so auch Hohenheim, hundert Gulden versprochen hatte. Hohenheim kam und gab dem Kranken drei seiner Laudanumpillen. In kurzer Frist war der Kranke genesen. Lichtenfels hielt aber sein Versprechen nicht; er schickte dem Arzt nur sechs Gulden „zur Verehrung" [155]). Theophrast von Hohenheim wollte sich nicht

damit begnügen, obwohl er sonst in humanster Weise Kranken seine Hilfe angedeihen zu lassen erbötig war. Mag sein, daß die Haltung des Domherrn, wie früher des Markgrafen Philipp unfürstliches Benehmen, Hohenheims Feinden ein „Stichblatt" wider ihn geworden. Sie gönnten's ihm, daß er um den versprochenen „Lidlohn" geprellt war. Wer den Schaden hatte, brauchte für den Spott nicht zu sorgen, und eben den Spott konnte er jetzt nicht ertragen, wo dem gereizten Manne ohnedies der Zorn überquellen wollte. Kurzum — Hohenheim verklagte den Domherrn beim städtischen Gericht auf Bezahlung des versprochenen Honorars. Die Richter aber entschieden, daß das bezahlte Honorar für die Gänge und die Arznei genügend sei.

Das war der letzte Tropfen, welcher das Gefäß des Unmuts zum Überlaufen brachte. Was Theophrast vorher selbst befürchtet hatte — er könne bei seiner heftigen Gemütsart nicht dafür stehen, daß er nicht etwas Ungeschicktes tue, wenn er weiter gereizt werde —, das geschah. Er tat etwas Ungeschicktes. „Er warff böß Karten auß" — so sagt ein gleichzeitiger Bericht [156]). Hohenheim schrieb ein Flugblatt, in welchem er die Richter heftig angriff und seinem Zorn über die ungerechte Behandlung seiner Sache freien Lauf ließ. Die „Baßler Chronick" deutet an, in welcher Richtung er „wider das Urteil pochte", es seien Laien, welche die gegebene Arznei seines Erachtens also gering schätzen; auch die Zeilen einer Schedula von seiner eigenen Hand lassen in die Stimmung hineinblicken, in welcher er die „bösen Karten" geschrieben, vielleicht auch in ihren Inhalt: „Ihr Art ist, daß sie den Arzt findtlich bescheißen. So nun einer geniest, so begehren sie ihm nüt drum zu geben, dann nit allein die Kranken, sondern auch am Gericht so urteilt man darüber, als wäre es Schuhmachen" [157]).

Die Wirkung des Flugblatts war eine außerordentlich tiefgehende. Ein Sturm der Entrüstung erhob sich gegen Hohenheim [158]). Jetzt hatten die Gegner gewonnen Spiel. Sie brauchten nicht erst die Richter aufzuhetzen, den Schimpf nicht auf sich sitzen zu lassen. Ein Haftbefehl wurde gegen Hohenheim erlassen. Es handelte sich um eine Anklage wegen Beleidigung der Richter. Es verlautete, man wolle ihn auf den Pilatussee verbannen [159]).

Seine Freunde warnten ihn noch zur rechten Zeit. In der Nacht verließ Theophrastus von Hohenheim die Mauern der Stadt [160].

So hatte die verheißungsvoll begonnene, von edelster Begeisterung getragene akademische Tätigkeit ein jähes Ende gefunden. Er war wieder heimatlos und blieb es fast bis ans Ende seines Lebens.

Es liegt eine ungeheure Tragik in dem Lebensgang dieses Mannes, die echte Tragik: ein schweres Geschick bricht über einen Mann herein, nicht ohne eigenes Verschulden, aber unter allen Umständen so, daß es als unverdient schweres Geschick erscheint, dem er unterliegen mußte; und es bricht herein — und das ist erst recht das Tragische in diesem Menschenschicksal —, da er auf der Höhe seines Lebens stand, da er erreicht hatte, was er erstrebte und was ihm gebührte, da er auf einem Posten stand, von dem aus er sein Lebenswerk, die Erneuerung der Heilwissenschaft, in dem für das große Werk natürlichsten und verheißungsvollsten Wirkungskreise des akademischen Lehrers und klinischen Meisters hätte hinausführen können. Seine Schuld lag nicht nur in der Unbesonnenheit, mit der er in einer schwachen Stunde seinem Zorn, so berechtigt er war, allzufreien Lauf ließ; ein Teil der Schuld lag auch in dem stark entwickelten, hoch gesteigerten Selbstgefühl, das ihn freilich auch im Unterliegen nicht verließ und nie verließ. Aber, und das ist wieder das Tragische an seiner Schuld und seinem Geschick, er m u ß t e so sein. Wer Bahnbrecher werden will, darf nicht bescheiden sein, kann nicht bescheiden sein. Wer ein Lehrgebäude zertrümmern will, das durch Jahrhunderte alte Tradition geheiligt erscheint, der muß ein Rufer im Streit sein, in seinem Stürmen getragen von der Kraft höchsten Selbstbewußtseins. Was ihm die unversöhnlichen Gegner schuf, was ihm sein Schicksal bereitete, das mußte er sein. Das ist das Tragische im Leben Theophrasts von Hohenheim.

Anmerkungen

[1]) B. d. tart. Krankh. I, 285.

[2]) Eingabe an den Rat v. Basel 1527, „beider artznyen doctor". Schubert-Sudhoff a. a. O., S. 15. Vorr. zu den „Franz. Blattern", Kolmar 1528. Ch. B. u. Schr. 249. Widmung der Großen Wundarzn. an König Ferdin. 1536. Ebenda Fol. 5. Brief an Wolfg. Thalhauser 1536. Ebenda Fol. 4. Brief an den Magistr. v. Memmingen 1536, nach dem Original in Christoph Gottlieb v. Murr. Neues Journal zur Literatur- und Kunstgeschichte. Leipz. 1799. II. T., S. 257/58.

[3]) 6. Defens. I, 262.

[4]) Widm. der Gr. W.-Arzn. 2. B. an König Ferdin. Ch. B. u. Schr. 58. Dazu de morb. ex tartaro 3. cap., „vnsre arbeit vnd sawre erfahrenheit" I, 486.

[5]) Fragm. I, 131/132.

[6]) Vorrede z. Spitalbuch. Ch. B. u. Schr. 310.

[7]) Fragm. I, 131.

[8]) Bertheoneae, Vorr. Ch. B. u. Schr. 335. Fragm. ebenda 648.

[9]) V. Franz. Bl., ebenda 291.

[10]) Fragm. de morb. gall., ebenda 649.

[11]) Spitalb., Vorr., ebenda 310. Gr. W.-Arzn. 2. B., ebenda 48, erwähnt er als Ort, wo er u. a. gewesen, „Maria Loret", und „einen kunstreichen Erzmann von Sicilia".

[12]) Eingabe an den Rat v. Basel (Entwurf), ebenda 679.

[13]) V. off. Schäden, ebenda 600.

[14]) Ebenda 616. Eingabe an den Rat v. Basel, ebenda 679.

[15]) Fr. Wieger, Gesch. der Medizin und ihrer Lehranstalten in Straßburg. Straßb. 1885.

[16]) Von natürl. Bädern I, 1113.

[17]) Bürgerbuch der Stadt Straßburg von 1526. Schubert-Sudhoff a. a. O. II. H., S. 3. [Ein Bild von Hohenheim (bartlos) war in der Stadtbibliothek in Straßburg und ist 1870 mit dieser zu Grund gegangen.]

[18]) Ebenda.

[19]) Wieger a. a. O., S. 2.

[20]) Lab. med. I, 279.

[21]) De podagr. I, 576, vergl. Fragm. Ch. B. u. Schr. 649.

[22]) Schmähgedicht auf Hohenheim, Staatsarchiv v. Basel-Stadt, St. 73 D. 18, abgedruckt in Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 35.

[23]) Wendelinus Hock, ein geborener Schwabe aus Brackenau oder Brackenheim in Württemberg, längere Zeit Arzt in Italien, von 1514 nachweislich in Straßburg, nach Druckschriften von 1514 u. 1517, Schriftsteller auf dem Gebiet

der französ. Krankheit und als das Gegner Hohenheims, der auf demselben Gebiet Spezialist war. Hock ist als Plagiator und „Zusammenstoppler" abgetan in Hensler, Gesch. der Lustseuche. Altona 1783. Näheres in Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 48 ff.

[24]) Marginal zum Schmähgedicht in Basel, ebenda S. 35.

[25]) Libellus de virg. sancta Theodoca (sic!), Görlitzer Handschrift. Parac.-Handschr. S. 296.

[26]) Fragm. I, 132.

[27]) Per me cum a gravissimis vinculis, in quae ab imperitis illis apud Italos creatis Doctorculis conjectus fuerat, tum a morbo etiam ipso liberatus. Hohenheims Brief an die Züricher Studenten I, 952.

[28]) Unparteiischer Krankheitsbericht im Brief des Erasmus an Joh. Emstedius. (Erasmi Roterod. Epistolae L. 31, Londini 1642. L. 23. pag. 1256.) Näheres bei Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 99 ff.

[29]) „Ille, quem Basileae clarissimum habui amicum" .... „ille, quem perinde atque oculos meos amavi, Johannes Frobenius, omnium doctorum et bonorum (nimium ipse quoque doctus et bonus) virorum parens ac tutor, omnigenaeque eruditionis diligentissimus propagator." Brief an die Züricher Studenten I, 952.

[30]) Brief des Erasmus an Hohenh., Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 105. Froben druckte u. a. die berühmte von Erasmus besorgte Ausgabe des griechischen Neuen Testaments.

[31]) Der Briefwechsel, wiederholt in seiner Echtheit angezweifelt, ist durch die Auffindung des Originals von Hohenheims Gutachten unter den Briefen aus Erasmus' Briefsammlung als unzweifelhaft echt sichergestellt. Näheres bei Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 99 ff. Hohenheims Gutachten ist das früheste unter den uns erhaltenen Geisteszeugnissen, nach Form und Inhalt gleich merkwürdig zur Kenntnis Hohenheimischen Geistes.

[32]) Programma I, 951.

[33]) Widm. de gradibus rc. an Chr. Clauser in Zürich: „quarto Idus Novembris Anno XXVI. I, 951/52.

[34]) Jociscus, oratio de ortu, vita et obitu Joannis Opocini. Argentort. 1569. 8°. p. A 8r.

[35]) Ochs, Geschichte der Stadt u. Landschaft Basel. Basel 1821, S. 542 ff.

[36]) Ebenda S. 545.

[37]) Brief des Oporinus an Solenander und Wierus in Dan. Sennerti Opera omnia (Lib. de Chymicorum cum Aristotelicis et Galenicis consensu ac dissensu). Ed. Lugduni 1676, Fol. Vol I, p. 188. Nach dieser Ausgabe wird gewöhnlich zitiert. Ich benützte die Ausgabe Venetiis MDCXXXXI. Vol I. P. II. p. 12/13.

---

[38]) Vergl. E. Probst, Bonifatius Amerbach. Basel 1883. S. 22.

[39]) Wilh. Vischer, Gesch. der Universität Basel. Basel 1860. S. 75.

[40]) Ch. B. u. Schr. 678/79.

[41]) Widm. an Chr. Clauser I, 951.

[42]) Meteor. 1. B. II, 108.

[43]) Vorr. Paragr. I, 197.

[44]) Jäger, Mitteilungen zur schwäb. Reformationsgeschichte. Stuttg. 1828. 1. B. S. 363.

[45]) Paragr. alt. I, 235.

[46]) Paragr. I, 225.

[47]) Vita Oporini: Theophrastum magna prima cum admiratione et numerosa sectatorum etiam eorum, qui sapientiae et eruditionis ea in arte eximiae laude erant celebres, frequenta docentem Oporinus diligenter audivit. — Unter den regelmäßigen Hörern Hohenheims war u. a. der ältere der beiden Brüder Amerbach, der Humanist Basilius A., geb. 1488, der schon Philosophie, Theologie und Jurisprudenz in Paris und Freiburg studiert hatte. Nach einer von ihm gefertigten Nachschrift druckt Huser die Praelectiones chirurgicae de vulneribus, Ch. B. u. Schr. 459 ff., und einzelne kürzere Abschnitte, I, 1001 und 1003. Ebenso gab Benedikt Figulus 1608 dieselbe Vorlesung nach der Niederschrift des Basil. Amerbach heraus. Sudhoff, Bibliographia Paracelsica Nr. 284, S. 485. — In einer selten gewordenen Streitschrift gegen Hohenheim: Epistola Δηλωτική, De Medicina Praestigiatrice Paracelsi 1570, ist die Rede von einem incredibilis auditorum concursus Ungelehrter und Gelehrter. Näheres bei Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 21 Anm.

[48]) Von Franz. Bl., Vorr., Ch. B. u. Schr. 250.

[49]) Konr. Gesner, Bibl. Universalis, Tigur. 1545 f. p. 644, „ob imperitiam opinor latinae linguae". Vergl. Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 89 Anm.

[50]) Bertheoneae, Vorr., Ch. B. u. Schr. 334. 4. Defens. I, 259.

[51]) Toxites libr. XIIII Paragraphorum Ph. Th. Parac. Straßb. 1575, S. 2: „Paragraphos Paracelsus ipse latinos fecit . . . discipulis suis inter dictandum partim latinis partim vero Germanicis verbis ut eo saeculo consuetudo fuit exposuit."

[52]) Abdruck der Briefe an Erasmus u. Amerbach nach den Originalen, z. T. in Faksimile in Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 61 ff. 99 ff. Brief an Clauser u. die Züricher Studenten I, 950 ff.

[53]) V. Franz. Bl., Ch. B. u. Schr. 265.

[54]) Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 88.

[55]) Ch. B. u. Schr. 679.

[56]) „Erkanntnißbuch" des Rats von Basel, 1481/1504, Fol. 232. Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 7.

[57]) Eingabe an den Rat v. Basel. Ebenda II, 12.

[58]) Toxites a. a. O., Fol. 24. Inventarium Paracelsi.

[59]) Brief Bullingers bei Erastus, Disputationes, 1571, I, 239 f. Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 55.

[60]) Oporin bei Sennert, S. 188.

[61]) De separation. rer. nat. I, 906.

[62]) Gr. W.-Arzn., Ch. B. u. Schr. 42.

[63]) Aberle a. a. O. Taf. II. III. V.

[64]) Heyd, Melanchthon u. Tübingen, 1839, S. 78.

[65]) Vorr. Paragr. I, 199. Paragr. alt. I, 237.

[66]) Paragr. alt. I, 238.

[67]) V. d. tart. Krankh. I, 307.

[68]) Paragr. I, 201.

[69]) V. d. tart. Krankh. I, 316.

[70]) Jociscus Vita Opor.: „Ita artem suam probavit, ut propter summam felicitatem in desperatis morbis curandis in magna esset admiratione."

[71]) Fr. Miescher, Die medizinische Fakultät in Basel. Basel 1860. S. 5 f. W. Vischer, a. a. O. S. 41 u. 301 f.

[72]) Eingabe an den Rat von Basel. Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 10.

[73]) Gr. W.-Arzn. Ch. B. u. Schr. 46.

[74]) Ebenda 44.

[75]) Entwurf der Eingabe. Ebenda 679.

[76]) Francus, Discursus de Chimicorum quorundam ..... Medicina etc. Budissinae 1616: „Latina Intimatione (ut vocant) impressa et Basileae publice affixa.“ Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 79.

[77]) 950/51. Originaldrucke sind verschwunden. Abdruck von Toxites 1575 in den libri XIIII Paragraphorum.

[78]) Vorr. Paragr. I, 200.

[79]) De caduco matr. I, 610.

[80]) Paragr. alt. I, 233.

[81]) Vorr. Paragr. I, 202. Fragm. med. I, 143.

---

[82]) „Der Arzt soll zu besserem Grund für und für arbeiten, lernen all Stund und Tag.“ Franz. Bl., Ch. B. u. Schr. 502. „Ne ullum sine linea, ut aiunt, diem transigemus.“ Praefatio de ur. ac puls. I, 732, vergl. Param. I, 50, de separat. rer. natur. I, 906.

[83]) 1. De gradibus et compositionibus receptorum et naturalium. 2. De urinarum ac pulsuum judiciis et Physiognomia, „1527, Basileae praelectus libellus“ I, 731. 3. De morbis ex Tartaro oriundis, „libri publicis praelectionibus illustrati, Basil. 1527“, I, 392. 4. De icteribus, „ab ipso Autore publicis praelectionibus in Academia Basiliensi explicatus“, I, 444. 5. XIV libri Paragraphorum, „in publica praelectione illustrati“, I, 456. 6. Von offenen Schäden u. Geschwüren „zu Basel in öffentlicher Lektion darüber gethan“, Ch. B. u. Schr. 570. 7. Praelectiones Chirurgicae de Vulneribus „in publica lectione exceptae“, ebenda 359. 8. De modo pharmacandi. 9. De modo phlebotomandi I, 197. Vielleicht noch 10. Auslegung der Aphorismen des Hippokrates. 11. De Praeparationibus. 12. Scholia et observationes in Macri poëmata de virtutibus herbarum. 13. De caduco Matricis, I, 608. Siehe Schubert-Sudhoff a. a. O. I, 57.

[84]) „Anno 1527. Basileae ... discipulis suis privatim in diebus Canicularibus praelectus“, I, 731. Die Hundstage „fahen an im xvij tag des Hewmonat vnd enden sich des xxj tag des Augsts“. Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 27.

[85]) Entwurf einer Eingabe an den Rat v. Basel. Ch. B. u. Schr. 678.

[86]) Paragr. I, 205.

[87]) Param. I, 56.

[88]) Fragm. I, 1095. 1100. De cad. matr. I, 608.

[89]) Lab. med. I, 274.

[90]) Paragr. I, 190 u. 219.

[91]) Paragr. I, 219.

[92]) De cad. matr. I, 608.

[93]) Ebenda.

[94]) Paragr. I, 211.

[95]) De cad. matr. I, 609.

[96]) Von d. Franz. Bl., Ch. B. u. Schr. 174. Franz. Bl., ebenda 302. Fragm., ebenda 625.

[97]) Fragm. I, 143.

[98]) Vita Oporini: ad dictanda excipienda excitabat, quae tam expedite recitabantur, ut daemonum instinctu ea suggeri Oporinus se putasse saepe affirmaret.

[99]) „Erzogen, ernährt, gespeist und getränkt, vorgearbeitet und in sie gossen wie den Wein ins Faß, und das, so ich mit schweren Sorgen erfahren hab, angezeigt, ohn Scrupel gelehrt," v. Franz. Bl., Ch. B. u. Schr. 302.

[100]) Brief des stud. Frantz bei Mich. Neander, Orbis Terrae Partium succincta explicatio, Lips. 1589, p. 61.

[101]) Fragm., Ch. B. u. Schr. 625. Welch zweifelhafte Leute damals auf Hochschulen sich fanden, deuten die Wittenberger leges v. 1596 an. „Non sitis fures, neminem defraudate, non rapite res alienas". Siehe Tholuk, Das akad. Leben I, 32.

[102]) B. d. Franz. Bl., ebenda 255.

[103]) Ebenda 174.

[104]) Oporinus (Sennert 188): „Ego ipsi familiariter per biennium fere convixi."

[105]) Z. B. folgenden Scherz, den er sich mit Oporinus erlaubte: Als er einmal geäußert hatte, das Temperament eines Menschen könne man am sichersten aus dem Niederschlag im Harn dann erkennen, wenn der betreffende drei Tage lang gefastet habe, unterwarf sich der leichtgläubige Famulus dieser Kasteiung. Als er dann, des Ausspruches seines Meisters harrend, das Uringlas brachte, warf dieser es lachend an die Wand. (Vita Oporini a. a. O.)

[106]) Über die Glaubwürdigkeit Oporins vergl. die Äußerungen des Mich. Toxites 1. in seiner an den Schüler Hohenheims, Georg Vetter, nachmals Pfarrer in Beerfelden, gerichteten Vorrede zum Testamentum Ph. Theophr. Paracelsi a. a. O. Aij^{v}. dat. 12. Martij 1574: „Ich will auff mein guotten Freund Joannem Oporinum kein vnwarheit sagen. / Das aber kan ich zumelden nit vnderlassen / vnd reds mit warheit / dz er mir bekennt / er habe kein glück zu Theophrasto gehabt / ...... Item / das er dazumal nie verstanden / das Theophrastus so ein gelerter mann gewesen / wie er hernach erfarn / vnd haben jhn zwey stuck vbel gerewet / Erstlich das er die Bücher / so er von Theophrasto gehabt / als seine gantze praeparationes vnnd ander Ding / andern leuthen verlihen hat. Zum andern / das er die Epistolam von Theophrasto an Doctorem Vuierum geschriben." Auf diesen Brief an Johann Weyer u. Reinerus Solenander, Leibärzte der Herzoge von Cleve, gehen üble Nachreden über Hohenheim zurück. 2. In „Onomastica II", Argentor. 1574 (Praefatio vom 15. März 1574), S. 451: „Oporinum paenituit Epistolae, quam ad D. Vvierum de Theophrasto scripsit dixitque eodem tempore mihi ab ipso fuisse emendicatam epistolam neque eam scripturam fuisset si scivisset, ita in vulgus prodituram."

[107]) Oporins Brief an Solenander a. a. O. 188.

[108]) B. d. Franz. Bl., Ch. B. u. Schr. 174.

[109]) Ebenda 254. Franz. Bl., ebenda 302. Fragm. med. I, 143.

[110]) 5. Defens. I, 260.

[111]) B. d. Franz. Bl., Ch. B. u. Schr. 159.

[112]) B. d. Franz. Bl., ebenda 304.

[113]) Ebenda 301.

[114]) B. d. Franz. Bl., ebenda 173.

[115]) V. d. franz. Bl., ebenda 301.

[116]) Fragm. med. I, 143.

[117]) Ebenda.

[118]) Vergl. Fragm., Ch. B. u. Schr. 625: ich hab meinen Feind u. Verräter nicht erkennt, der mit mir gessen hat u. das meine getrunken. Von Franz. Bl. I. B., ebenda 255. Solcher Schälck hat mir Basel, als ich Ordinarius der Hohen Schul gewesen, auch andere Ort vil geben, die nachdem sie genug gesehen hatten, nit allein wider mich stünden, sondern verlugen und verrieten, wie ihre Art war. Vergl. auch v. Franz. Bl., ebenda 302: In Basel besonders drei Lecker, die er erzogen u. ernährt, gespeist und getränkt, die ihn hundertfach gelästert haben, „als wäre Galenus da". (Andeutung einer Stelle in einem Schmähgedicht, siehe u. Anm. 150.)

---

[119]) Vorr. Paragr. I, 197 ff. Fragm. med. I, 142 f.

[120]) Franz. Bl., Ch. B. u. Schr. 302.

[121]) Vorr. Paragr. I, 202.

[122]) Eingabe an den Rat von Basel, „hinderwert min in clöstern", Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 10.

[123]) Basler Chroniken (Leipzig 1882), S. 408 (Narratio rerum, quae reformationis tempore Basileae . . . . auctore fratre Georgio Carpentarii de Brugg Chartusiani): „Lutheranos et Antilutheranos", Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 16.

[124]) Vorr. Paragr. 202.

[125]) Ebenda u. Fragm. med. I, 143.

[126]) Ebenda.

[127]) Fragm. med. I, 143.

[128]) Vorr. Paragr. I, 202.

[129]) Ebenda 203.

[130]) Paragr. 3. B. I, 224.

[131]) Fragm. I, 131. 132. Paragr. alt. 239. 240. 247. De podagr. I, 566.

[132]) Paragr. I, 224.

[133]) Ebenda Vorr. I, 210.

[134]) Paragr. alt. I, 240.

[135]) De podagr. I, 566.

[136]) Vorr. Paragr. I, 199. Fragm., Chir. B. u. Schr. 661.

[137]) Fragm. I, 144. Vom Terpentin I, 1064.

[138]) Vorr. Paragr. I, 198.

[139]) Entwurf der Eingabe an den Rat v. Basel. Ch. B. u. Schr. 679 u. Eingabe bei Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 14.

[140]) 7. Defens. I, 262.

[141]) V. Franz. Bl. Ch. B. u. Schr. 299.

[142]) V. off. Schäd., ebenda 401.

[143]) De tart. I, 314.

[144]) Param. I, 75.

[145]) Brief an den coetus studiosorum Tigurinorum I, 952/53.

[146]) Genaues über Frobens Krankheit u. Tod ebenda.

[147]) Vorr. Paragr. I, 203.

[148]) Zweite Eingabe an den Rat v. Basel. Original im Staatsarchiv Basel-Stadt, St. 73, D. 18, mitgeteilt von Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 33 ff.

[149]) Schedula de grad. ac compos. I, 996.

[150]) Beilage zur 2. Eingabe an den Rat v. Basel. Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 35/36, vergl. Französ. Bl., Ch. B. u. Schr. 302: „sie haben mich hundertfach geläſtert, als wäre Galenus da."

[151]) 2. Eingabe ꝛc. Schubert-Sudhoff II, 33 ff.

[152]) 6. Defenſ. I, 261.

[153]) Vorr. Paragr. I, 201. Fragm., Chir. B. u. Schr. 661.

[154]) Vorr. Paragr. I, 203.

[155]) Berichte darüber bei Jociscus, Vita Opor.; in Chriſtian Wurſtiſen, Baßler Chronik, Basel 1580, Fol. (p. Dlvj); in Mich. Toxites, Vorr. zum Testamentum Th. P. a. a. O. p. Aijr.

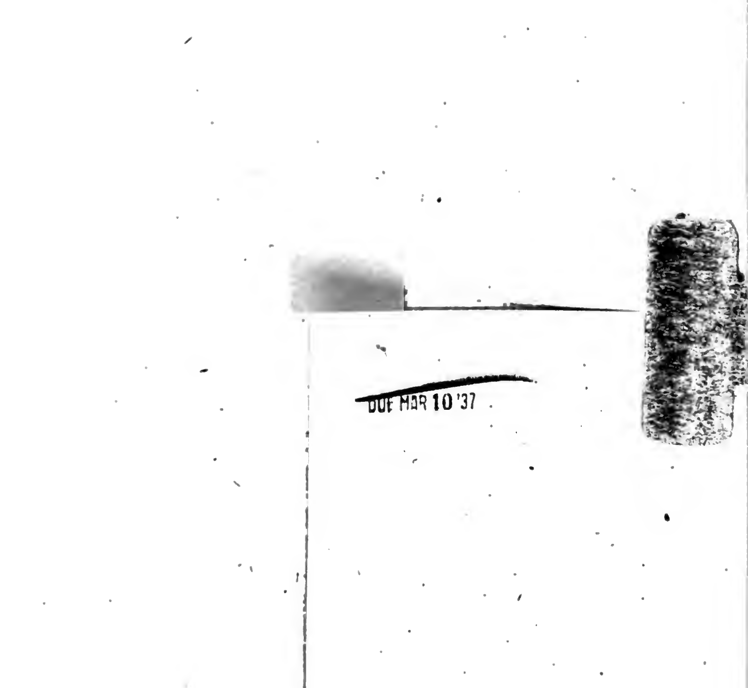
[156]) Bei Wurſtiſen a. a. O.

[157]) Schedula, Ch. B. u. Schr. S. 55.

[158]) Brief Hohenheims an Bonifatius Amerbach: „Tanta in me procella maris, nec me tutum fuisse nec esse credidj, sciuj." Original Basler Kirchen-archiv. Mitget. v. Schubert-Sudhoff a. a. O. II, 61.

[159]) Vorr. Paragr. I, 197: „auch daß ſie mich in die Inſuln Pilati Pontij genannt zu Relegieren vnterſtanden." An den Pilatusſee auf dem Pilatusberg knüpfen ſich grauſige Sagen.

[160]) Der plötzliche Abbruch der Vorleſungen Hohenheims infolge ſeines flucht-artigen Weggangs zeigt ſich im Abbrechen des Textes der Praeparationes lib. II. Er bricht ab im 1. Trakt. des 2. Buchs, ſo bei Huſer I, 862/79, wie in den früheren Drucken ed. Bodenſtein 1569, ed. Ab. Schröter, Krakau 1569. „Secundi libri tractatus primus abruptus." Sudhoff, Bibliogr. Paracelſ. 165 u. 169.





24225.4
Die Basler professur des Theophrast
Widener Library 003294958
3 2044 089 034 433